

Übersetzen ^{02/14}

Rückblick

Anke Burger: Die Zeitschrift Übersetzen – seit 50 Jahren unser Sprachrohr 1

Reflexionen

Isabel Hessel: To translate or not to translate, that is the question 3

Würdigungen

10. Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Übersetzung an Robin Detje 4

Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW
an Marianne Gareis, Michael Kegler und Heike Flemming 5

Zürcher Festspielpreis an Fritz Senn 7

Helmut-M.-Braem-Preis an Hans-Christian Oeser 9

Veranstaltungen

Einander Zuhören am Ohrenmeer – Deutsch-Chinesische Übersetzerwerkstatt 11

Talking dirty in German – Bericht von der ViceVersa Übersetzerwerkstatt Englisch-Deutsch 11

Und sagt es klar und angenehm ... Seminar zum Übersetzen von Non-Fiction 12

Und plötzlich stehst du außer dir – 30jähriges Jubiläum
der IG Übersetzerinnen Übersetzer in Ysper 13

Auf Papier, nicht aus Papier – Seminar zur Dialogübersetzung 13

Hinrich Schmidt-Henkel: Füreinander eintreten –
Begrüßungsrede zum Festakt 60 Jahre VdÜ 14

11. Wolfenbütteler Gespräch – Jubiläumstagung des VdÜ 15

Elisabeth Ruge: Zungenmänner. Zungenfrauen 16

Rezensionen

Adam Thirlwell: Der multiple Roman 19

Philippe van Parijs: Sprachengerechtigkeit für Europa und die Welt 20

David Bellos: Was macht der Fisch in meinem Ohr?
Sprache, Übersetzen und die Bedeutung von allem 20

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

48. Jahrgang, Juli–Dezember 2014

**60 Jahre VdÜ e.V.
50 Jahre Verbandszeitschrift**

RÜCKBLICK

Anke Burger

DIE ZEITSCHRIFT ÜBERSETZEN: SEIT 50 JAHREN UNSER SPRACHROHR

Bei ihrer Antrittsvorlesung als August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessorin sagte Rosemarie Tietze zum Thema *Übersetzen. Eine Utopie* im Oktober 2012 in den Räumlichkeiten der Vertretung des Freistaates Bayern zu Berlin: »Übersetzen... Eine Utopie? Meine Utopie ist hausbacken – als Übersetzerin ist man ja geübt im Backen kleiner Brötchen ...«

Im Backen kleiner Brötchen üben sich auch die Redakteurinnen der Zeitschrift *Übersetzen*, von mir gern als »Verbandsorgan« bezeichnet, auch wenn das fast automatisch an die Gazette des Geflügelzuchtvereins denken lässt. Aber nein, etwas aufregender ist die Zeitschrift *Übersetzen* doch – wesentlich aufregender sogar.

Baby Schimmerlos

Die Zeitschrift *Der Übersetzer/Übersetzen* erschien erstmals 1964 und ist damit 50 Jahre alt. In der ersten Ausgabe wurde allerdings noch einmal ganz weit ausgeholt und ein Artikel aus dem Jahre 1951 nachgedruckt, der aufzeigen sollte, wie viel sich bereits an der Situation der Literaturübersetzenden getan hatte. Der 1955 verstorbene Verleger Eugen Claassen hatte sich damals in der Münchner *Neuen Zeitung* »Zur Übersetzerfrage« wie folgt geäußert:

lierte es Helmut M. Braem, Präsident des VdÜ, der Überwindung der »Nationalbeschränktheit« dienen und »die Bewohner dieser Welt zusammenführen«. Edwin Ortmann erzählte in einem Werkstattbericht sehr humorig, wie er einen mit Argot gespickten französischen Roman bei der Übersetzung mit saftigen Wörtern anreicherte, von *Pickelvisage* über *Pissnelke* bis *Krampfadergeschwader*. Sternstunden des Übersetzens.

Das EÜK Straelen

Das Europäische Übersetzer-Kollegium (EÜK) Straelen spielte und spielt in der Zeitschrift eine herausragende Rolle und trat besonders stark in den Vordergrund, als Klaus Birkenhauer, der Mitbegründer des EÜK, auch noch selbst Herausgeber der Zeitschrift wurde. Redakteurin war Eva Bornemann aus Oberösterreich, die unglaubliche zwanzig Jahre, von 1965 bis 1984, in dieser Funktion tätig war. Doch die wesentliche Arbeit am *Übersetzer* geschah in Straelen.

Die Zeit in den achtziger Jahren war eine der härtesten Bewährungsproben, die *Der Übersetzer* durchstehen musste, da Klaus Birkenhauer mit dem Aufbau des EÜK bereits vollkommen überlastet war. Er und Rosemarie (Mascha) Tietze, die ihm unter die Arme griff, konnten den Wettlauf mit der Zeit, dem allmonatlichen Erscheinungstermin, einfach nicht gewinnen. 1981 schrieb Klaus Birkenhauer verzweifelt-komisch:

In den nächsten Monaten werden Sie weitere Doppelnummern des Übersetzers bekommen, rückdatiert wie diese, bis wir die Gegenwart eingeholt haben; ob Der Übersetzer danach monatlich oder zweimonatlich erscheint, lässt sich allerdings noch nicht absehen.

Der Übersetzer



Nr. 1 4. Jahrgang

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V.

Stuttgart, den 13. Januar 1967

Nirgends ist die Selbsttäuschung größer als bei denen, die den Anspruch stellen, Übersetzer zu sein. [...] Die meisten, die sich melden, sind völlig schimmerlos, was sie sich eigentlich vornehmen. Mangelnde Selbstkritik ist leider die Regel. Der Stamm an echten Übersetzern ist fraglos in Deutschland erschreckend klein geworden.

Zum Glück für alle Beteiligten wurde kurz darauf der VdÜ gegründet, der maßgeblich zur Professionalisierung des Berufs der Literaturübersetzer beitrug. Und ein Verband mit professionellem Anspruch brauchte natürlich auch ein Forum für »Diskussionsbeiträge und Informationen«, so stand es über dem ersten Heft der neuen, monatlich erscheinenden Publikation, die von Rolf Tonndorf herausgegeben wurde. Von da an erschienen jeden Monat vier bis acht dicht bedruckte Seiten mit Überlegungen zum Übersetzen – am häufigsten übrigens zur Übersetzung des »unübersetzbaren« James Joyce; Fritz Senn füllte mit seinen Betrachtungen zur »Entzerrung ins Deutsche« von *Finnegans Wake* bisweilen das ganze Heft. Daneben gab es Preisreden und viele, möglichst aktuelle Informationen, das Blatt war damals ja das einzige öffentliche Forum zur Kommunikation zwischen Vorstand und Mitgliederschaft.

Im vierten Jahrgang, 1967, wurde der monatlich erscheinende *Übersetzer* bereits in achtundzwanzig Ländern verbreitet. Wie die Kunst des Übersetzens selbst sollte er, so formu-

Es wurde auf zweimonatliches Erscheinen umgestellt, doch auch das war für die vielbeschäftigten Straelener nicht zu schaffen. 1983 meldete sich Klaus Birkenhauer wieder mit einem Leitartikel zu Wort, in dem er Rückschau auf zwanzig Jahrgänge »unserer kleinen Zeitschrift« hielt:

Haben wir's so herrlich weit gebracht, wie wir's uns immer wünschten? Oder kann von »herrlich« gar nicht die Rede sein? Ist denn wenigstens »weit« weit genug? Jein. Was den ÜBERSETZER selbst angeht, kommen wir immerhin dem Zeitpunkt stetig näher, da seine Auslieferung wieder mit dem eingedruckten Erscheinungstermin übereinstimmt. Rosemarie Tietze und Lothar Letsche, Dank sei ihnen, holen mit eiserner Energie auf, was ich zugunsten von Straelen hatte hängen und schleifen lassen. (20. Jg., Nr. 11/12, Nov.–Dez. 1983)

Klaus Birkenhauer verfolgte in dieser Zeit auch andere Projekte als das Verbandsorgan, als Wichtigstes natürlich den Ausbau des Straelener Kollegiums zu einem Paradies für Übersetzerinnen aus aller Welt mit 21 Zimmern (ab 1985 kam noch das Seminarhaus hinzu), in denen »Feld-, Wald- und Wiesenübersetzer« zusammenarbeiten konnten – »mit dem Ziel, unter den hier gegebenen, idealen Bedingungen möglichst musterhafte Übersetzungen zustandezubringen«. Über mehrere Hefte hin-

weg werden die vielen, aufregend neuen Aktivitäten des EÜK tagebuchartig minutiös aufgelistet.

Das EÜK und die Textverarbeitungsmaschinen

Elmar Tophoven verfolgte bereits 1982 mit Begeisterung die Entwicklung der »Textverarbeitungsmaschinen« und erläuterte seine Vision vom »Unterglasübersetzer« – einem Vorläufer des heute bei Buchmessen so beliebten »Gläsernen Übersetzers«:

In jüngster Zeit entwickelte Textverarbeitungsmaschinen können dem »Unterglasübersetzer« in Zukunft das mühsame Zettelschreiben [zum Notieren von Texteinheiten des Originals mit unbefriedigender dt. Version, AB] ersparen. Hinfort wird es genügen, notwendige Überlegungen und Annäherungen in Klammern auf dem Bildschirm des elektronischen Geräts erscheinen zu lassen. [...] Sobald die Arbeit am endgültigen Haus des Europäischen Übersetzer-Kollegiums Straelen begonnen hat, kann der interessierte Passant vom Bürgersteig aus auf einem mit einem Textverarbeitungsgerät verbundenen Simultanbildschirm die Verwandlung einer Geschichte aus dem Französischen ins Deutsche (oder aus anderen Sprachen ins Deutsche) beobachten. (März-April 1981)

Das blieb Science-Fiction, aber 1983 war er dann da – der erste »Mikro-Computer für die Übersetzungsarbeit und ihre Dokumentation«. Klaus Birkenhauer war seiner Zeit weit voraus und erkannte sehr lange vor den meisten anderen in der Verlagswelt Tätigen den enormen Nutzen, den die elektronische Text-



verarbeitung ÜbersetzerInnen bringen würde. Als »wir alle noch die Nase rümpften« (Hinrich Schmidt-Henkel 2004) und dem PC noch mit äußerstem Misstrauen gegenüberstanden, stattete Birkenhauer Straelen bereits mit Arbeitsplätzen am Rechner aus. Er träumte nicht nur von einer Arbeitserleichterung für konkrete Übersetzungsprojekte, sondern auch von der Schaffung von Datenbanken mit Fachglossaren und Ergänzungen der existierenden Wörterbücher vor allem mit Kontextbeispielen, die den Kollegen in Zukunft das Übersetzen spezialisierter Literatur erleichtern sollten.

Fast sang- und klanglos eingegangen

Das Überleben des *Übersetzters* wurde unter anderem durch die Digitalisierung von Gestaltung und Inhalt dann doch noch gesichert. Rosemarie Tietze beschrieb den großen Aufwand, mit dem die Herstellung selbst eines so kleinen Verbandsorgans wie des *Übersetzters* vor Einführung der elektronischen Textverarbeitung verbunden war, auf amüsante, eindringliche Art und Weise:

Nun ist er doch nicht sang- und klanglos eingegangen, der ÜBERSETZER, obwohl alle Anzeichen dafür sprachen. Diese (Sept./Okt. 1987) und die kommende Nummer (deren Datum natürlich die pure Fiktion ist) enthalten bereits Materialien von Ende 1987 und 1988; der Jahrgang 1988 wird ausfallen, ebenso 1989, und durch einen kühnen Sprung ins Jahr 1990 wollen wir dann einigermäßen wieder auf die Höhe der Zeit gelangen [...] Für rund sechs Jahrgänge dieser Zeitschrift bin ich verantwortlich; im Grunde hatte ich den Wettlauf gegen die Zeit jedoch mit der ersten Nummer verloren. Auch wenn es womöglich unfein ist, sei der Arbeitsaufwand hier noch einmal öffentlich genannt: durchschnittlich eine Woche pro Redaktion jeder Nummer, einschließlich sämtlicher Korrespondenzen und Mahnakti-

onen; also fast sechs Wochen unbezahlte Arbeit pro Jahr. [...] Und über all den Kraftakten ist mir nun, ehrlich gesagt, irgendwann die Motivation abhanden gekommen.

Damit verabschiedete sich Rosemarie Tietze im Dezember 1989 aus der Redaktion.

Die Schindmähren der Kultur

Doch auch diese Extremsituation mit einem um mehrere Jahre zurückdatierten Erscheinungsdatum konnte der Zeitschrift nicht den Garaus machen, da zum Glück für den Verband die Öffnung der DDR und die Wiedervereinigung ab 1990 für frischen Wind sorgten. Selbst der Jahrgang 1989 fiel nicht, wie von Mascha angekündigt, komplett aus, sondern bestand (als einziger Jahrgang) aus einem zweiseitigen Sonderheft zur Buchmesse 1989, in dem Helmut M. Braem auf die schockierende wirtschaftliche Lage der LiteraturübersetzerInnen hinwies: Die »Schindmähren der Kultur«. Anfang 1990 war *Der Übersetzer* »Wieder da!« Das Jahr wurde als 24. Jahrgang geführt, der auf den 23. Jahrgang 1987 folgte; ab 1992 wurde die Erscheinungsweise auf vierteljährlich umgestellt.

Der Eintritt neuer KollegInnen aus der ehemaligen DDR in den VdÜ war für den Verband und die Zeitschrift ein großer Gewinn: Die 1988 aus der DDR nach Heidelberg übergesiedelte Silvia Morawetz gab sieben Jahre lang, von 1990 bis 1997, den *Übersetzer* heraus. Ihr Engagement hatte viel mit ihrer Biografie zu tun, wie sie heute erzählt: Angesichts der freundlichen Aufnahme im Verband und am Heidelberger Stammtisch wollte sie gern etwas zurückgeben, als sie über Helga Pfetsch von den großen Nöten erfuhr, in denen sich *Der Übersetzer* befand.

Übersetzen

Anfang 1988 waren bereits ca. 60% der im Verband organisierten, hauptberuflich Übersetzenden (damals ca. 100 Personen) Frauen, aber erst 1995 widmete *Der Übersetzer* ein ganzes Heft der Frage »Können weibliche Schreibweisen Bewegung in die Geschlechterbeziehungen bringen?« Herbert Graf stellte drei Mal in Folge den Antrag auf Umbenennung der Zeitschrift, der dann schließlich bei der VdÜ-Mitgliederversammlung 1996 beschlossen wurde. Aus *Der Übersetzer* wurde ab 2/1997 kurz und knackig *Übersetzen*.

Neue Redakteurin wurde Kathrin Razum, die die Zeitschrift elf Jahre lang mehr oder minder im Alleingang herausgab. Kathrin Razum war ebenfalls über den Heidelberger Stammtisch zu dieser Aufgabe gekommen; als ehemalige Lektorin und Journalistin für verschiedene Heidelberger Zeitungen waren ihr Layout, Gestaltung und journalistisches Arbeiten wohl vertraut. Doch obwohl sie in ihrem ersten Heft dringend zur »Beteiligung an unserer Zeitschrift« aufrief, »sei es in Form von Texten oder auch von Anregungen oder Kritik«, erwies es sich immer wieder als schwierig, Beiträge für das Blatt zu akquirieren. Verständlicherweise konnten und können die meisten Literaturübersetzenden aus ökonomischen Gründen keine unbezahlten Artikel schreiben.

Alles so schön bunt hier

Als das derzeitige Team unter Leitung von Sabine Baumann 2008 die Redaktion übernahm (Anke Burger, Stephanie Kramer, kurzzeitig Birgit Salzmänn, ab 2013 Gesine Schröder), wurde das Heft komplett umgestaltet und erstmals in einen Umschlag gewandelt – nur leider nicht mehr gedruckt. Um Kosten zu sparen, wurde die Zeitschrift nur noch in elektronischer Form in zwei pdf-Dateien (Umschlag und Inhalt) an die Mitglieder verschickt. Gedruckt wurden nur noch ca. 275 Exemplare für die Institutionen, welche die Zeitschrift abonniert hatten, plus weitere ca. 25 Belegexemplare.

Diese Situation – die Publikation in rein elektronischer Form – war unbefriedigend, da die Zeitschrift als noch so professi-

onell gestaltete pdf-Datei nur von wenigen Mitgliedern wahrgenommen und gelesen wurde. Doch der Vorstand des VdÜ meinte es gut mit *Übersetzen*: Erst stimmte er einer Erweiterung des Heftes auf 16 Seiten plus Umschlag zu, dann wurden Gelder bereitgestellt, mit denen die Zeitschrift wieder für alle Mitglieder und Abonnenten gedruckt werden konnte.

Neu waren nicht nur der Umschlag im Pantone-Farbfächer mit Inhaltsverzeichnis und umgestaltetem Namenszug, eine eigene ISSN-Nummer und die halbjährliche Erscheinungsweise; seither gliedern feste Rubriken (*Würdigungen, Reflexionen, Ausbildung, Veranstaltungen, Nachrufe, Rezensionen* etc.) die Zeitschrift. Mit diesen soll es Schreibwilligen vereinfacht werden, kurze Berichte in gängigen, bekannten Formaten über Workshops, das Wolfenbütteler Gespräch oder für die Zunft lezenswerte Bücher und relevante Veranstaltungen zu verfassen. Mit Erfolg: Inzwischen reicht der zur Verfügung stehende Platz eigentlich nie für das vorhandene Material aus. Die große, für die Schlusskorrektur, das Layout und die Herstellung sehr wichtige Konstante ist der dem Verbandsorgan freundschaftlich verbundene Setzer Christoph Morlok aus Heidelberg, der den Satz seit 2000 betreut.

Cyberspace

Viel hat sich in den vergangenen fünfzig Jahren für *Der Übersetzer/Übersetzen* verändert, aber eine Rubrik ist seit Kathrin Razums erstem Heft 1997 erhalten geblieben: Wolf Harranths »PC-Rubrik« mit Tipps und Tricks zu Computer und »Cyberspace«.

Wolf Harranths, der sich 1989 erstmals in *Der Übersetzer* zu Wort meldete, brachte eine »unglaubliche Belebung« (Silvia Morawetz) für *Übersetzen*; seine Rubrik entwickelte sich schnell zum größten Dauerbrenner des Verbandsorgans. Als seine Kolumne ein einziges Mal ausgelassen wurde, im Heft 1/2008, brach sofort ein Proteststurm der Leserschaft los.

Alle reden von Reformen

Helmut Frielinghaus steuerte nicht nur für das erste farbige Heft 2008 ein Editorial zur berufspolitischen Ausrichtung des VdÜ bei, sondern hielt auch 2004 in einer als Leitartikel abgedruckten Rede Rückblick auf *50 Jahre VdÜ*. Seine Resümee war positiv:

Die Geschichte des VdÜ ist eine Geschichte vieler mutiger Aufbrüche und erstaunlicher Erfolge. ... Die Gründung des VdÜ war in gewisser Weise eine Antwort auf den Lesehunger nach dem Zweiten Weltkrieg. Die lesenden Deutschen waren begierig, endlich wieder ausländische Literatur kennenzulernen, von der sie zwölf Jahre lang abgeschnitten waren. Nun sollte plötzlich sehr viel übersetzt werden, mehr als je zuvor.

Helmut M. Braem, der einzige mir bekannte deutsche Übersetzer, der vor seinem Amt als VdÜ-Präsident U-Boot-Kommandant und Rollschuhschleudereraktfahrer im Varieté war, schrieb dazu:

Alle reden von Reformen. Übersetzer verwirklichen sie. Ohne Aufrufe und Absprachen ist eine Bewegung entstanden, die kein anderes, kein geringeres Ziel hat, als die Leistung jedes einzelnen zu steigern, seine Kenntnisse zu mehren, sein Wissen zu vertiefen.

Diesem Ziel ist und bleibt auch das Verbandsorgan *Übersetzen* verbunden.

Gekürzte Fassung eines Beitrags zum VdÜ-Jubiläumsband Helga Pfetsch (Hrsg.): Souveräne Brückenbauer. 60 Jahre Verband der Literaturübersetzer (VdÜ). Köln: Böhlau Verlag, 2014.

REFLEXIONEN

Isabel Hessel

TO TRANSLATE OR NOT TO TRANSLATE, THAT IS THE QUESTION,

die sich mir kürzlich stellte. Innerhalb eines bereits angenommenen Großauftrages, der die Übersetzung verschiedener, noch zu schreibender Texte umfasste, wurde mir ein Text geschickt, dessen unumwundene, moralisch aber anfechtbare politische Anklage mir Unbehagen bereitete. Es ging um ein brisantes Thema, zu dem ich selbst in der Öffentlichkeit nie so Stellung bezogen hätte, da ich – halb zog es sie, halb sank sie hin – innerlich wie so viele gespalten war. Klar war: Der Autor darf das. Unklar war: Muss ich das?

Eine Frage der Ethik

Zum ersten Mal in meiner mehrjährigen Tätigkeit als Literaturübersetzerin stellte sich mir die Frage *To do or not to do?* als eine ethische.

Zunächst versuchte ich über eine Rohübersetzung ein deutlicheres Gefühl für den Text, seinen Ton und Duktus zu bekommen. Ich wollte mich ihm von innen heraus annähern, in der Hoffnung, er möge doch bitte nicht ganz so krass sein wie bei meiner Erstlektüre.

Die Übersetzung als Tat

Doch die Frage, ob das Anfertigen einer Übersetzung ein Statement sei, also eine Meinungsäußerung, oder nicht, blieb offen. Hierzulande dürfen Meinungen ja geäußert werden, sind vom Gesetzgeber als »frei« anerkannt, aber Meinung hin oder her – schließlich war es nicht mein Standpunkt, sondern der des Autors, der sich dichterische Freiheit und kein Blatt vor den Mund genommen hatte.

Autor ist nicht gleich Autor

Indem ich nun eine Übersetzung anfertige, werde ich ebenfalls zum Autor eines Textes, wenn auch nicht zum Urheber des dahinter stehenden originären Gedankens. Doch ob nun Original oder Übersetzung, mein Name wird mit dem Text verbunden werden. Unter Pseudonym zu übersetzen? Der Gedanke schien mir irgendwie absurd.

In allen Ketten tanzen?

Mal angenommen, die Anfertigung einer Übersetzung würde als Statement verstanden werden, d. h. als Einverständniserklärung mit dem Gesagten, wäre dann auch das Nicht-Anfertigen ein Statement? Immerhin wäre es kein Öffentliches, da es ja nichts zu veröffentlichen gäbe, eher ein inneres Statement mir selbst gegenüber, nach dem Motto: Ich lasse mich da nicht mit hineinziehen. In dieser Kette mag ich nicht tanzen.

Auftrags- und Liebesentzug

Jenseits aller abstrakten Gedanken könnte eine Weigerung, zur übersetzerischen Tat zu schreiten, ganz konkret als Affront gegen Autor und Auftraggeber verstanden werden ... und mit Freundschafts- bzw. Auftragsentzug nicht unter schätzungsweise lebenslänglich bestraft werden.

Übersetzung als Dienstleistung

Doch ist der Übersetzer nicht ein reiner Dienstleister, der bloß das Text-Material liefert, während es ja schließlich Dritten obliegt, für deren Verbreitung durch Veröffentlichung zu sorgen? Dann wäre unsereins bequem außen vor. Hier jedoch waren

die Worte die Munition des Dichters und der Vergleich mit einer Art Waffenlieferung an ein fernes Krisengebiet lag – wenn auch hinkend – nahe. Ja aber, ich bin doch nicht diejenige, die abdrückt, könnte man da gemütlich von der Couch aus argumentieren.

Der Stein des Anstoßes

Der Text würde in der Ausgangssprache auf jeden Fall gedruckt werden. Aber wenn ich täte, was meine Aufgabe ist, nämlich übersetzen, trüge ich nicht auch meinen Anteil zur Verbreitung bei? Nach dem Motto: »Wenn der Autor einen Stein wirft, wirft der Übersetzer ihn weiter.« Das gleiche konfliktgeladene politische Gedankengut würde dann – und erst dann – auch in meiner Muttersprache detonieren.

Freiheit & Dichter

Doch dann kam mir der Gedanke an die Informationsfreiheit: Haben die Menschen nicht ein Recht darauf, sich selbst eine Meinung zu bilden? Wenn aber keine Übersetzung angefertigt würde und somit naturgemäß nicht veröffentlicht würde, schloße man einen ganzen Sprachraum von dieser Diskussion aus ... Beschnitte ich dann möglicherweise als Einzelne dieses Recht aller durch meine Weigerung? Der Text des Autors könnte ohne Übersetzung keine Gemüter in meiner Muttersprache, der Zielsprache erhitzen, auch zu keiner Diskussion oder Debatte anregen, keine Tabus brechen. Da bliebe etwas liegen ... Ein Stein?

Zugegeben ...

Nach einer Woche Kopfzerbrechen griff ich zum Hörer und schilderte zwei Kolleginnen, die für die Übersetzung in eine andere Sprache zuständig waren, mein Dilemma. Außerdem redete ich mit dem Autor und dem Auftraggeber. Alle Beteiligten zeigten Verständnis, egal wie ich mich entscheiden würde.

Letztlich habe ich mich fürs Übersetzen entschieden. Die Veröffentlichung in einer deutschsprachigen Zeitung würde allerdings – und damit waren alle Parteien einverstanden – als *toto pro pars* stattfinden, d. h. es würde unter dem Namen des Übersetzerkollektivs geschehen, jedoch nicht unter meinem eigenen.

Ein Übersetzer muss tun, was ein Übersetzer tun muss – er bleibt immer Mensch.

WÜRDIGUNGEN

Jury des Preises der Leipziger Buchmesse

10. PREIS DER LEIPZIGER BUCHMESSE IN DER KATEGORIE ÜBERSETZUNG AN ROBIN DETJE

Leipzig, 13. März 2014

Die Arbeit des Übersetzers ist der eines Schauspielers nicht ganz unähnlich. Auch der Übersetzer deutet einen Text nicht nur, sondern er inszeniert ihn im Gewand der neuen Sprache. Für diesen schöpferischen Akt schlüpft er in fremde sprachliche Rollen. Dass Robin Detje nun nicht nur Autor und Übersetzer ist, sondern auch Theaterschauspieler, mag ihm bei seiner Übertragung von William T. Vollmanns Roman *Europe Central* durchaus zugutegekommen sein. Denn es sind unfassbar viele Positionen, Charaktere und Perspektiven, die er in diesem grandiosen Stück Literatur auszufüllen hatte. Der Roman *Europe Central* ist ein Stimmwunder über Krieg und Diktatur im zwanzigsten Jahrhundert. Auf mehr als tausend Seiten versammelt es die Einzelschicksale von mindestens vierzig Figuren aus

deutscher und sowjetischer Perspektive. Wir hören von historischen Künstlerfiguren wie Käthe Kollwitz und Anna Achmatowa ebenso wie von Generälen, die wie Wlassow und Paulus als Kriegsgefangene jeweils die Seiten wechselten.

Erzählerstimme mit wechselnden Identitäten

William T. Vollmann führt uns durch die versehrte Kriegslandschaft, die dieses Mitteleuropa einmal war, er geht mit uns ins belagerte Leningrad ebenso wie nach Stalingrad, Dresden, Moskau und Auschwitz. Das alles wird berichtet von einer Erzählerstimme, die immer wieder die Identität wechselt. Acht Jahre hat es gedauert, bis *Europe Central* nach dem Erscheinen des amerikanischen Originals im Jahre 2005 nun endlich auch auf Deutsch vorliegt. Und es ist das große Verdienst dieser Ausgabe, dass Robin Detje anderthalb Jahre lang daran arbeiten konnte, so dass er auch den wichtigen und überaus spannenden Quellenapparat mit mehr als 750 Anmerkungen für die deutsche Ausgabe penibel nachrecherchieren konnte.



Robin Detje Foto © Leipziger Messe

Robin Detje schreibt seine Übersetzung stimmig am amerikanischen Original entlang. Immer wieder findet er überzeugende Entsprechungen für Töne, Bilder, Motivreihen. Mit diesem Sprachgefühl, mit Akribie und auf Augenhöhe mit dem Autor bringt er uns diese Hymne auf die Kunst des Erzählens, die dabei selbst die Grenzen klassischen Erzählens immer wieder durchbricht, auch musikalisch nah. Nicht ohne Grund steht Dimitri Schostakowitsch im Zentrum des Romans, von dessen Kompositionen sich der Autor auch sprachlich inspirieren ließ. William T. Vollmann hat mit *Europe Central* eine bedeutende literarische Studie über das Spannungsverhältnis von Kunst und Politik, von Liebe, Macht und Tod geschrieben. Robin Detje hat sie eindrucksvoll übersetzt. In Sätze, voller Schönheit und Abgründe, in denen Zynismus, Lakonie und Poesie aufeinander fallen. Dafür erhält Robin Detje den Preis der Leipziger Buchmesse des Jahres 2014 in der Kategorie Übersetzung.

Übersetzervita

Robin Detje, geboren 1964 in Lübeck, ist Autor, Übersetzer und Regisseur. Er war Feuilletonredakteur der *Zeit* und der *Berliner Zeitung*, anschließend Autor bei der *Süddeutschen Zeitung*. Seit 2006 arbeitet er kontinuierlich als Übersetzer, unter anderem von Will Self und Denis Johnson. Er lebt in Berlin.

Ulrich Blumenbach

DOPPELBEDICHTUNGEN IM DREIERPACK

Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW
Straelen, 11. Juni 2014, gekürzte Fassung

Als ich gebeten wurde, diese Laudatio auf die Preisträger Marianne Gareis, Michael Kegler und Heike Flemming zu halten, sah ich einen Pegasus vor mir, der in gleich dreifacher Ausfertigung über den Parnass sprengte. Im Sattel eines jeden Musenrosses saß eine andere Übersetzerin, saß ein anderer Übersetzer, und die Hufschläge der drei ließen auch die Quellwasser der Hippokrene, aus der die Dichter im antiken Griechenland ihre Inspirationen schöpften, in drei verschiedene Richtungen fließen. Nun denken wir bei Reiterphalangen heute eher an Western-Epen wie *Die glorreichen Sieben* oder *The Pale Rider*, von daher möchte auch ich nüchtern und mythosfern, dafür aber mit Alexander Puschkin konstatieren: »Übersetzer sind die Postpferde der Aufklärung.«

Bei unseren drei Preisträgern geht es mir erst einmal um die Metapher der Postpferde, um das Übersetzen als ein Logistikunternehmen. Übersetzer werden als Fracht- und Fuhrunternehmer aktiv – oft in einem sehr konkreten Sinne, denn wenn sie ihr Schaffen den sogenannten »kleineren« Sprachen widmen, treten sie auch als Scouts und Agenten auf, die – noch bevor sie ein Wort übersetzt haben – die Literatur ihres Kulturraums überhaupt erst für den deutschsprachigen Raum entdecken, bei hiesigen Verlagen an den Mann bringen. Michael Kegler ist hier das beste Beispiel eines Multiplikators in Sachen portugiesischsprachige Kultur und Literatur, denn er stellt auf seiner Internetseite novacultura.de seit Jahren alles ein, was es rund um die lusophone Kultur (also auch

zu Musik und bildender Kunst) aktuell zu sagen gibt: Rezensionen, Neuerscheinungen, Lesungen, Konzerte, Ausstellungen, Preise usw. usf. Und nur am Rande sei vermerkt, dass er mir ein dickes Paket mit seinen Übersetzungen ganz in diesem Sinne eines Handlungsreisenden höchstpersönlich vorbeibrachte, als er auf einer Fahrt in den Süden mit seinem himmelblauen Barkas-Transporter an Basel vorbeikam.

Eine Förderung ganz anderer Art betreibt Marianne Gareis, die zwar ihren Nobelpreisträger José Saramago vorwärts, rückwärts, seitwärts, ran übersetzte, lange Zeit aber nie öffentlich in Erscheinung trat, sondern in den Kulissen wirkte, bei der Weltesebühne Lesungen von und mit Übersetzern organisierte und als Mentorin im Literarischen Colloquium Berlin, für den Deutschen Übersetzerfonds und im Hieronymus-Programm junge Kollegen aus- und weiterbildete und auch erst von einer dieser Kolleginnen überredet werden musste, die Leitung der Portugiesischwerkstatt in Paraty zu übernehmen. Ich danke also Ihnen, sehr verehrte Jurorinnen und Juroren, dass Sie Marianne aus ihrer *Splendid Isolation* in Berlin und Rheinsberg gezerrt und in Anlehnung an das Wort eines Ex-Bürgermeisters ihrer Wahlheimat den Imperativ ausgesprochen haben: »Ihr Leser der Welt, schaut auf diese Frau!«

Eher Rekonstrukteure als Spediteure

Die Metapher vom Übersetzer als Fuhrmann oder Fährmann ist aber auch irreführend oder greift zu kurz, insofern sie den Eindruck erweckt, Übersetzer wären Dienstleister, die nur eine Fracht transportieren. Sie interpretieren und verwandeln aber die Inhalte, mit denen sie es zu tun haben. Übersetzer sind weniger *Spediteure* als *Rekonstrukteure* ihrer Originale. Sie müssen das Gemeinte ja oft auf ganz neue Weise wieder zusammensetzen, damit es in anderer Gestalt, *mit anderen Worten* wieder *dasselbe* bedeutet. Wunderschön illustrieren lässt sich das an Mariannes Übersetzung von Saramagos *Intermitências da Morte*, deutsch *Eine Zeit ohne Tod*, dem philosophischen und humorvoll verspielten Alterswerk des Nobelpreisträgers. In einem namenlosen Land wird auf einmal nicht mehr gestorben, was allerlei Verwicklungen auslöst. Familien bringen ihre todkranken Verwandten zum Sterben in Nachbarländer, was die Regierung verhindern will, dann tritt die Mafia auf den Plan und wickelt nach erpresserischen Verhandlungen fortan die Beerdi-



v.l.n.r.: Marianne Gareis, Michael Kegler, Heike Flemming, Dr. Fritz Behrens, Präsident der Kunststiftung NRW
Foto © EÜK Straelen

gungsgeschäfte ab, aber nach monatelangen Unruhen tauchen plötzlich Briefe auf, die ankündigen, es werde fortan wieder gestorben. Verschickt werden diese Briefe von *morte*, dem Tod, der im Portugiesischen immer weiblichen Geschlechts ist, *a morte*, und im Roman von einer Todesdame verkörpert wird, einer verführerischen Blondine. Was tun in der Übersetzung? Marianne kam nach langem Knobeln auf den genialen Dreh, der Protagonistin den Eigennamen *tod* zu geben und sich dann ganz normal mit dem weiblichen Personalpronomen auf sie zu beziehen.

Tristram Shandy, modern gewendet

Was hat es nun mit dem zweiten Aspekt von Puschkins Aphorismus auf sich, was haben Übersetzer mit Aufklärung zu tun? Auch hier findet sich ein schönes Beispiel bei Marianne, die ihrem Frachtauftrag beim Übersetzen des heute preisgekrönten Romans *Dom Casmurro* von Machado de Assis gerecht wurde. Wenn es eine Leitvorstellung der Aufklärung war, dass Erkenntnisfortschritte erst durch Zweifel und Kritik möglich werden, dann ist *Dom Casmurro* ein eminent aufklärerischer Roman. Die Neuübersetzung speziell dieses Klassikers ist nun eine vertrackte Angelegenheit. Der Roman ist 1899 erschienen, inzwischen also knapp 120 Jahre alt. Es ist eine Selbstverständ-

lichkeit, dass Marianne in den Spagat aller Neuübersetzer gehen und einerseits respektieren musste, es mit einem alten Original zu tun zu haben, dass sie andererseits auf dem Stand heutiger Gepflogenheiten und heutiger Genauigkeitsstandards literarischen Übersetzens arbeiten wollte. Aber was heißt »heutige Gepflogenheiten«? Es konnte nicht darum gehen, dem deutschen *Dom Casmurro* erneut die Geschmeidigkeit und Flüssigkeit zu verleihen, die Harry Kaufmanns Übersetzung von 1966 hatte. Nichts gegen Geschmeidigkeit und Flüssigkeit, und nichts gegen die Version von Kaufmann, der seine Übersetzung aber doch etwas an den damaligen literarischen Zeitgeschmack angepasst hat. Heute geht es uns aber darum, in Neuübersetzungen auch die Rauheiten und Widersprüche, die Brüche und Mehrstimmigkeiten unserer Originale wiederzugeben.

Und hier geht die Vertracktheit los: Einer der literarischen Hausgötter von Machado de Assis war der englische Schriftsteller Laurence Sterne, der in seinem Mitte des 18. Jahrhunderts erschienenen Roman *The Life and Opinions of Tristram Shandy* das Abschweifen zum literarischen Prinzip gemacht hat. Sein Erzähler trägt ständig Vorgeschichten nach, verliert sich in Details, kommt einfach nicht zu Potte. Das ahmt Machado de Assis nach: Da stellt Bento erst einmal seine ganze Großfamilie vor, aber als er endlich zum lange angekündigten, dem Leser immer wieder versprochenen entscheidenden Nachmittag kommen will, an dem er mit Capitu im Chor der Minne zirpt, fällt ihm noch ein Opersänger ein, dessen Lebensgeschichte dringend nachgetragen werden muss. Oder: In Kapitel 97 behauptet Bento plötzlich, Papierknappheit dränge ihn zur Eile, und die zweite Hälfte seines Lebens wird dann knapp und gerafft erzählt. Dieses narrative Kapriolenschlagen ist von ungeheurer Komik, nur findet es gewissermaßen hinter dem Rücken des Protagonisten und Ich-Erzählers statt, denn Bento ist tatsächlich der »Griesgram« seines portugiesischen Spitznamens und will wirklich nur in einer gewissen altmodischen, altväterlichen Umständlichkeit sein Leben erzählen, während sein Autor ein unruhiger, quicklebendiger Moderner und Modernist ist.

Gelungene Rekonstruktion der doppelten Perspektive

Wie geht Marianne mit diesen beiden gegenläufigen Erzählhaltungen um? Wie verschmilzt sie die leichtfüßige Ironie des Autors mit der Umständlichkeit, ja fast Schwerfälligkeit seiner Figur? Nun, sie schlüpft ganz leicht ins Gewand stilistischer Behäbigkeit, ohne aber altmodische Prosa zu liefern. Sie überzieht Machado de Assis nicht mit einer Patina, wie das manchmal in Neuübersetzungen vorkommt, die man dann eigentlich »Altübersetzungen« nennen müsste. Manchmal lässt sich die Doppelbödigkeit von Mariannes Übersetzung an einzelnen Sätzen festmachen. Gleich im 2. Kapitel erinnert sich Bento: »[A]lle alten Freunde studieren bereits die Geologie der Gottesäcker« (*Dom Casmurro*, S. 9). Er selbst benennt damit nur das Studienfach seiner Kommilitonen. Machado de Assis aber bringt Konkretion und Abstraktion zusammen, was erst den komplexen Witz ausmacht – einen Witz, der in Kaufmanns Übersetzung übrigens verlorenging, denn der schrieb einfach idiomatisch »die alten (Freunde) sehen sich alle die Erde der Friedhöfe von unten an« (wobei das Bild schief wird, denn wenn ich *in* der Erde liege, kann ich sie mir nicht *von unten* ansehen). Oder ein anderes, etwas längeres Beispiel, bei dem man wissen sollte, dass Machado de Assis im Alter von fünfzehn Jahren in einer Tageszeitung Sonette veröffentlichte. Vor diesem Hintergrund ist es von gesteigerter Ironie, wenn Bento ein ganzes Kapitel darauf verwendet, dass er im Studium davon träumte, Lyriker zu werden, und sich eines Abends an die Verfertigung eines Sonetts machte (S. 172–78). Am Anfang geht das auch ganz flott, jedenfalls steht ihm der erste Vers »O Blume des Himmels! O weiße, reine Blume!« (S. 173) schnell vor Augen. Danach hapert's, denn weder weiß der zukünftige Dichterst seines Landes, *was* er sagen will, noch, *wie* sich dieser unge-

wusste Inhalt in gereimte Quartette und Terzette bringen ließe. Nachdem er sich stundenlang im Bett hin- und hergeworfen hat, sagt sich Bento, okay, »die meistgepriesenen Sonetten enden mit einem goldenen Schlüssel, mit einem Vers, der in Inhalt und Form vollendet ist« (vgl. S. 174), und so zäumt er das Pferd vom Schwanz her auf und sucht erst einmal nach einem guten Schlussvers, also nach der 14. Zeile des Sonetts. Das gelingt ihm auch: »Das Leben ist verloren, gewonnen ist die Schlacht!« (S. 175) »Es war ein großartiger Vers. Wohlklingend, ganz ohne Zweifel. Und er beinhaltete einen Gedanken, den des Sieges, der auf Kosten des eigenen Lebens errungen wird, einen hehren, edlen Gedanken« (alles O-Ton Bento, S. 175). Das Kapitel geht noch einige Seiten weiter, aber es wird Sie nicht überraschen zu hören, dass sich die zwölf zwischen diesem ersten und diesem letzten Vers liegenden Zeilen partout nicht einstellen wollen. Das alles erzählt Marianne knochentrocken aus der Sicht des Autors beziehungsweise mit dem Mitgefühl von Bento, der sich in der Rückschau mit seinem jugendlichen Ich identifiziert – und der Leser sitzt da und freut sich über die gelungene Rekonstruktion der doppelten Perspektive.

Mutiger Anwalt der kleinen Leute

Mit den beiden Hauptpreisträgern dieses Jahres hat die Jury bewusst einen Bogen von der frühen Moderne zur brasilianischen Gegenwartsliteratur geschlagen. Begeben wir uns also aus dem Rio de Janeiro der vorletzten Jahrhundertwende in die Megalopolis São Paulo der Gegenwart. Michael Kegler ehrt die Jury für seine Übersetzung von Luiz Ruffatos Roman *Es waren viele Pferde*. Als Aufklärer ist nun Ruffato aus ganz anderem Holz geschnitzt als Machado de Assis. Wir erinnern uns wohl alle noch daran, wie er in seiner Eröffnungsrede auf der Frankfurter Buchmesse im letzten Jahr Brasilien dermaßen die Leviten gelesen hat, dass er in seinem Heimatland fast zur *persona non grata* wurde. Und selbst wenn er – wie gegenwärtig in der *Neuen Zürcher Zeitung* – anlässlich der Fußball-WM jede Woche einen »Brief aus Brasilien« schreibt, macht er sich zum Anwalt der kleinen Leute und kritisiert, dass das Umverteilungsprogramm unter Präsident Lula

die Kluft zwischen Armen und Reichen kaum verringert hat, da die strukturellen Probleme unangetastet blieben, die Brasilien zu einem der ungerechtesten Länder der Welt machen.

Diese Perspektive nimmt Ruffato auch in seinem Roman ein, der eine »Fingerübung« – so der Autor – für den Zyklus *Vorläufige Hölle* ist. Der Zyklustitel bringt Ruffatos Geschichtsphilosophie auf den Punkt: Die Welt ist alles, was Zerfall ist. Oder: »[D]ie Zeit schleppte den Vater immer mehr in die Gosse«, wie es dann exemplarisch in *Mama, es geht mir gut* heißt, dem ersten eigentlichen Roman des Zyklus. Eine zaghaft aufkeimende Freundschaft endet, bevor sie richtig begonnen hat, weil einer der beiden Männer auf offener Straße umgebracht wird. Die auf den ersten Blick seltsam aus der allgemeinen Tristesse herausragende Schilderung einer glücklichen Kindheit entpuppt sich als Reminiszenz einer Dreizehnjährigen, die schon Alkoholikerin ist. Taxifahrer monologisieren vor sich hin, Wickelkinder werden in den Slums von Ratten angefressen, ein Waffenhändler lässt seinen Sohn in einer gepanzerten Limousine in die Schule chauffieren, ein Straßenprediger erleidet einen Herzinfarkt – die Aufzählung ließe sich lange fortsetzen, denn der Roman hat 69 mehr oder weniger kurze Kapitel, und das Besondere ist, dass in jedem davon nicht nur die Figuren wechseln, sondern auch die Form. Diese Symphonie der Großstadt ist ein brasilianischer *Ulysses*, wenn nicht mehr als das, denn wenn sich James Joyce noch auf die Figuren Stephen Dedalus, Leopold & Molly Bloom konzentrierte, gibt es bei Ruffato überhaupt keine zentrierenden Perspektiven mehr.

Ruffato verwendet in seiner *bricolage* eine Vielzahl von Erzählstilen, und Michael hat sie mit ungeheurer und einfach

bewundernswerter Bravour nacherschaffen. Schon das Eingangskapitel ist nach quasi-protokollarischen Angaben zu Zeit, Ort und Wetter eine einzige Kakophonie aus Stimmen und Gedankenketten. Darauf folgen dann innere Monologe, eingeblendete Briefe, eine Unterweltballade in freien Versen, die Schriftarten ändern sich, in expressionistischer Manier werden wuchtige Adjektiv- und Substantivketten aufeinandergetürmt wie in Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz*, eine kapitellange Bücherliste dient der Personencharakterisierung wie in Salingers berühmter Beschreibung des Medizinschränckchens der Familie Glass in »Zooey«, plötzlich tauchen kommentarlos Stelenausschreibungen und Kontaktanzeigen auf – und bei aller Opulenz der in diesem *Parlando Furioso* zum Einsatz gebrachten Techniken musste sich Michael andererseits ganz stark zurückhalten, denn Ruffato erzählt diese Elendsexistenzen oft anhand von Symptomen, er spart aus, deutet nur an. Wenn wir noch ein Wappentier für unsere Zunft bräuchten, wäre Michaels Wahl wahrscheinlich das Chamäleon. Hans Wollschläger hat mal die rhetorische Frage gestellt: »Welche Stimme hören wir, wenn wir Übersetzungen hören?«, und im Fall von *Es waren viele Pferde* muss man wohl antworten, dass wir nicht eine Stimme hören, sondern eine Fülle fragmentierter Stimmen, die zusammen ein dissonantes Ensemble ergeben.

Ein aus Worten gewobener Mann

Bei dem von Heike Flemming übersetzten Roman *Esti* von Péter Esterházy stellt sich Hans Wollschlägers Frage, welche Stimme wir hören, wenn wir Übersetzungen hören, doppelt, denn schon Esterházy hat sich eine Figur angeeignet, die sich ursprünglich der ungarische Schriftsteller Dezső Kosztolányi für *Ein Held unserer Zeit* (1933) und *Die Abenteuer des Kornél Esti* (1936) ausgedacht hat, eine Schelmenfigur, die der erste moderne Romanheld der ungarischen Literatur sein soll. Esterházy's Esti ist also im doppelten Sinne der »aus Worten gewobene Mann«, als der er im Roman immer wieder bezeichnet wird. Oder mit einer anderen Formulierung aus diesem sich laufend selbst kommentierenden Buch: »Bücher sind immer unter Büchern« (139). Esti ist also »Fiktion vom Scheitel bis zur Sohle« (112), und Esterházy treibt sein narratives Allogria so weit, dass die Identität seiner Figur sich auflöst und Esti auch eine Studentin, die Jungfrau Maria oder ein betender Karpfen sein kann. Es geht dem Autor erklärtermaßen nicht um eine schlichte Lebenserzählung oder auch überhaupt nur um Kohärenz. »Die Sprache der Literatur ist nicht auf Verständigung aus« (313), sondern beabsichtigt ist »die rückgratlose Allianz von Schöpfung und Sprache« (71), und dieses »rückgratlos« ist kein Verleser oder Versprecher meinerseits, sondern Esti oder sein Autor will sich in der Tat »durchlügen zu einer höheren Wahrheit« (52). Es geht also um Subversion durch Sprache und oft genug durch Kalauer. Esterházy verwebt Sinn und Unsinn, Garn und Ungarn. Nun ist dieses Stilmittel natürlich kein reines Sprücheklopfen, sondern von einer dunklen Komik, die Distanz zum unmittelbar Andrängenden sucht: »[W]as man nicht offen auszusprechen wagt oder vermag, wird verwitzt, und so erhält es seine Gestalt« (214), oder »Von jemandem zu erzählen bedeutet, wir finden uns nicht damit ab, dass er nicht da ist« (280). Esterházy's Kunst der Heiterkeit sucht Abstand zu sich selbst, und manchmal bricht dann doch die Finsternis durch, gegen die er anschreibt: »Die Welt ist so [...], dass man früher oder später ins Lager gebracht wird.« (123)

Als ich Heikes Übersetzung gelesen habe, ihre »handfeste Wortfummelei« (238), glaubte ich plötzlich zu wissen, was Gottfried Benn meinte, als er dem Lyriker ein »primäres Verhältnis zum Wort« attestierte. Heike produziert Kalauer: »ein tippender Polizist als solcher: zum Schießen« (249). Sie findet bemerkende Komposita wie »Lebensschludrigkeit« (21), »Wutausbruchsableiter« (215) oder »Sehnsuchtsdefizit« (241). Sie erfindet Neologismen wie »äquiliparieren« (230), »Egolöbling« (234) oder »quengelstrabanzen« (257). Heike hat dieses primäre Verhält-

nis zum Wort. Ihre Kreativität ruht in einer Sprachlust, die der von Lyrikern ähnlich, wenn auch nicht gleich ist. Sie nimmt Wörter und Sätze als sinnlich erfahrbare Elemente wahr, nicht nur als Mittel zu Welterfassung und Kommunikation. Sie spürt ihre »schiere Materialität als Laut oder Zeichen«, wie Stefan Weidner es in seiner Antrittsvorlesung der Schlegel-Professur genannt hat.

Liebe Marianne, lieber Michael, liebe Heike: Ich wollte hier euer Loblied singen, ich möchte mich aber auch bei euch bedanken, weil ich als Englischübersetzer Einblicke in die Welten eurer Sprachen und Kulturen erhalten habe. Die letzten Wochen waren eine Vertreibung ins Paradies, und ich darf in Abwandlung von Mirandas beglücktem Stoßseufzer in Shakespeares *Sturm* sagen: »O brave new world, / That has translators in't!« oder eben in der Übertragung von August Wilhelm Schlegel: »Wackre neue Welt, die solche Bücher trägt.«

Ilma Rakusa

ZÜRCHER FESTSPIELPREIS AN FRITZ SENN

Zürich, Theater Rigiblick, 24. Juni 2014

Was, wenn einer Dublin mit der Odyssee verbindet, in einem kühnen Mix von Erzähltechniken Wortjazz und witzig-verstörende Worträtsel produziert, wenn er enzyklopädisches Wissen mit den Assoziationsströmen des Träumens vermischt und die Sprache vielstimmig zum Tanzen bringt? Und was, wenn ein anderer der Faszination dieses Sprachkosmos erliegt, mit philologischer Akribie – und leidenschaftlicher Phantasie – dessen verschlungenen Wegen (und Irrwegen) folgt, wenn Neugier, Ausdauer und Passion in eine Obsession münden, die das Leben bis zum Bersten ausfüllt?

Work in progress – ein unermüdlich Suchender

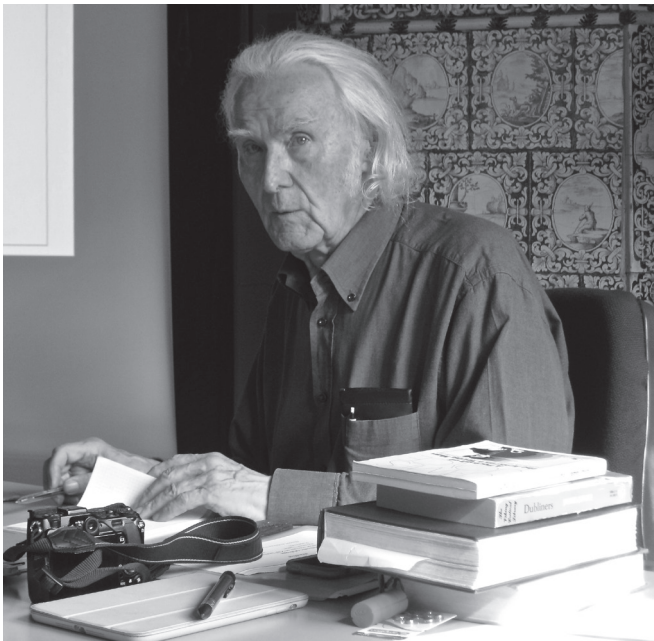
Fritz Senn und James Joyce sind untrennbar miteinander verbunden, ich kenne niemanden, der sich so unnachgiebig-begeistert, so hingebungsvoll-konsequent einem einzigen Projekt verschrieben hat wie unser Preisträger, und dies im Bewusstsein, dass es sich um ein *work in progress* handelt, um eine Aufgabe, mit der man nie fertig wird. In der Tat: das Joyce'sche Universum ist so vielfältig und vertrackt, dass sich Heerscharen von Spezialisten an ihm abarbeiten – und weiter abarbeiten werden. Fritz Senn hat sich von Joyces Unauslotbarkeit nicht einschüchtern lassen, im Gegenteil. Die Dynamik dieses Werks war für ihn Ansporn – und ist es bis heute geblieben. Wobei er sich – bescheiden – als »philologischer Fußgänger« versteht. Denn ihm geht es nicht um Deutungshoheit und Dozieren von der Kanzel herab, sondern um vertiefte Lektüre, die sich Schritt für Schritt, Wort für Wort vortastet, bis sich Zusammenhänge erschließen und Subtexte offenbar werden. Das ist *close reading at its best*. Wer auch nur einmal in einer Lesegruppe zu *Ulysses* oder *Finnegans Wake* war, die sich unter Fritz Senns Leitung seit Jahrzehnten in der Joyce-Stiftung zusammenfindet, weiß, wie minuziös sein philologisches Vorgehen ist – und zugleich wie offen. Jeder der Teilnehmenden ist zur aktiven Mitarbeit aufgefordert, jede Assoziation ist willkommen, Austausch ist großgeschrieben. Womit wir bei Fritz Senns eigener Dynamik wären: Er, der wie Joyce das Handlungsverb dem Substantiv vorzieht, gehört zu den unablässig Suchenden, die sich keine Sekunde mit dem Erreichten zufriedengeben, obwohl er Grund genug hätte, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

Seit 1985 leitet er die Joyce-Stiftung Zürich, die er – mit Unterstützung der Schweizerischen Bankgesellschaft, nachmals UBS – gegründet, sodann – assistiert von treuen Helferinnen – vorbildlich aufgebaut und mit ihrer einzigartigen Bibliothek zu einem Zentrum der Joyce-Forschung und -Exegese gemacht hat, wo insbesondere jungen Wissenschaftlern ideale Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung stehen; trotz seines behaupteten

Einzelgängertums war er lange Jahre Präsident der Internationalen James Joyce Foundation und Mitherausgeber der Frankfurter Joyce-Ausgabe; er fungierte als Co-Editor diverser Zeitschriften und hat manche Tagungen angeregt, auch im Ausland; aus seiner Feder stammen zahllose Aufsätze (etwa zu helvetischen Einsprengeln in *Finnegans Wake*), vor allem aber mehrere Bücher, die faszinierenden Einblick in Joyces Arbeitsweise bieten, zuletzt der Band *Noch mehr über Joyce* (2012), aus dem mehr zu lernen ist als aus Dutzenden akademischer Schriften. Und für all dies wurde er zu Recht mit Ehrendokortaten und vielen Preisen ausgezeichnet.

Positive Sucht

Ruhm, Ehre und Titel sind nicht zu verachten, doch den Joyce-Aficionado Senn interessiert nach wie vor die Recherche. Die Recherche, die 1952 mehr zufällig mit der Lektüre von *Ulysses* in London begonnen hat, um zur positiven Sucht zu werden. Autodidaktisch (ohne den Segen eines Studienabschlusses) brach Fritz Senn damals zu seiner Joyce-Odyssee auf. Im Gepäck führte er Griechisch-, Latein- und Englischkenntnisse mit



Fritz Senn Foto © Alison Armstrong

und eine ausgeprägte philologische Neugier. Er wollte dem Funktionieren der Sprache auf den Leib rücken, so wie er als Jugendlicher mit gewagten chemischen Experimenten der Materie auf die Schliche zu kommen versuchte. Das Universum Joyce – ein Riesenexperiment *in itself* – verhiess ein reiches Betätigungsfeld.

Auf diesem Feld laboriert Fritz Senn noch immer. Längst gehören Limmatt und Liffey für ihn zum selben Kosmos, sein joyceianisches Netzwerk erstreckt sich über mehrere Kontinente. Er weiß, was wo geforscht wird und was übersetzt. Gerade an Übersetzungsfragen ist unser Preisträger brennend interessiert, denn Joyces ungeheuer verdichtete Werke stellen diesbezüglich Anforderungen wie wenige sonst. Oft bedarf es der Nachdichtung, damit ein brauchbares Äquivalent entstehen kann, Theorien taugen wenig. Und gleichzeitig gilt es in Kauf zu nehmen, dass beim Transfer viel vom Konnotationsreichtum und wortspielerischen Charakter des Originals auf der Strecke bleiben muss. Was tun mit Sätzen wie diesen: »Tim Timmycan timplted hir tampting Tam. Flepperty! Flippety! Fleapow!« Unübersetzbar, sagt der gesunde Menschenverstand. Dennoch gibt es keinen Grund, das Handtuch zu werfen. Phantasie ist gefragt, ein musikalisches Ohr und der Glaube, dass mitunter

auch Fehlbarkeit einen Mehrwert zu erzeugen vermag. Fritz Senn hat selber nur wenig übersetzt, doch er hat als Mitherausgeber der Frankfurter Joyce-Ausgabe und auch seither oft und unbestechlich genau in die Werkstatt von Übersetzern geblickt und sich mit diesen ausgetauscht. Stolz zeigt er die langen Regale in seinem Büro in der Stiftung, wo sich Joyce-Übersetzungen in zahllose Sprachen reihen. Solche Fülle hätte sich der Autor des *Ulysses*, der sein Meisterwerk nur nach etlichen Hürden im kleinen Pariser Verlagshaus Shakespeare and Company von Sylvia Beach 1922 publizieren konnte, wohl kaum träumen lassen.

Von Intuition geleiteter Skeptimist

Fritz Senn, von Natur aus nicht gerade ein Optimist, vielmehr ein »Skeptimist«, wie er gerne einräumt, scheint in Sachen Joyce keine Anstrengung. Auch kleinste neue Funde und Erkenntnisse bringen seine schalkhaften Augen zum Leuchten, man spürt seine Entdeckerfreude, seine unverminderte Neugier. Nie verhehlt er, dass ihn bei seinen Forschungen auch Intuition leitet: der Exzentriker Joyce, scharfzüngig und humorvoll, ist ihm als Person nahe; nahe ist ihm, mit welcher Empathie Joyce vor allem scheiternde Figuren wie Leopold Bloom behandelt, und wie er Fehlleistungen, Irrtümer und Versagen nicht nur nicht diskreditiert, sondern – künstlerisch – zum Stilprinzip erhebt; und vertraut ist ihm, dank jahrzehntelanger Auseinandersetzung, Joyces Denk- und Arbeitsweise, sein radikaler literarisch-sprachlicher Kosmos. Vertraut, doch nicht bis zum Letzten enträtselbar. Gerade darum darf man sich Fritz Senns Wegleitungen und Anregungen getrost anvertrauen. Hier spricht einer, der viel weiß, aber stets davor warnt, überzuinterpretieren und mit Aha-Erlebnissen zu punkten. »Wir lesen von außen, was der Autor von innen geschrieben hat, und allein dieser Autor hätte die Einsicht, die uns verschlossen bleiben muss.« (S. 195)

Deuten, dechiffrieren, selberlesen

Und doch ist überwältigend, was Fritz Senn dank seiner akribischen Lektüre alles zutage zu fördern vermag. Er deutet uns Anspielungen, Verdrehungen und Überlagerungen im »Riesenscherzbuch« *Ulysses*, das übrigens zu einem Drittel in Zürich entstanden ist und allein schon mit seinem Wortschatz von rund 30 000 Wörtern einen absoluten Rekord darstellt; er dechiffriert uns die »lexikalischen Missbildungen« und das »semantische Pingpong« in *Finnegans Wake*, dem dunkelsten und schwierigsten aller Joyceschen Werke – und der Weltliteratur überhaupt –, einem Buch, das mehr an Lewis Carroll anschließt als an frühere Werke des Autors. Fritz Senn hat den Mut, nicht nur auf eine gewisse Eigendynamik von Joyces Sprache hinzuweisen, sondern auch darauf, dass dem Autor mitunter »die Kontrolle entgleitet«. Weshalb die Lektüre von *Finnegans Wake* in manchem der Freud'schen Traumdeutung gleiche. Zugleich erfahren wir, dass nicht einmal die hypothetische Kenntnis mehrerer Dutzend Sprachen restlose Klarheit bei der Enträtselung dieses babylonisch-multilingualen Buches schaffen könne.

Kostproben von Fritz Senns Deutungsarbeit werden gleich live zu hören sein. An dieser Stelle möchte ich es aber nicht versäumen zu erwähnen, dass der Deuter auch selbst über großes Sprachvermögen und viel Wortwitz verfügt. Mit Elan ermuntert er uns zum »Selberlesen« von Joyce, gleichzeitig schreibt er so einladend-lebendig, dass wir ihm nicht widerstehen können. »Stochern in *Finnegans Wake*: Wörter am Haken« ist fast scherzhaft ein Kapitel im Band *Noch mehr über Joyce* betitelt. Wer hätte da Angst, sich in das Abenteuer der Lektüre zu stürzen?

Höchst anregend und informativ ist auch der Interviewband mit dem schönen Titel *Zerrinnerungen*, darin Fritz Senn Christine O'Neill Auskunft über sich und Joyce gibt. Die englische Originalversion hieß *Joycean Murmoirs* – auch dies ein hübscher Wortbastard aus »memoirs« und »murmur« (Murmeln).

Der Band erweist sich als eine Fundgrube, in jeder Beziehung. Und er macht Lust, daraus zu zitieren. Etwa Sätze wie diese: »Kunst und Humor bringen uns gerade noch über die Runden«, »Für Eskapismus steige ich allemal auf die Barrikaden«, »Wir Joyceaner (das Wort schließt auch eine Lebenseinstellung ein) halten uns für eine lockere Truppe mit vielen Absonderlichkeiten«, »Ich habe aber nie bezweifelt, dass mir Joyce einfach eine willkommene Art Lebensersatz geworden ist.« Und zum Thema Alter, man beachte den Wortwitz: »Je alter, desto ego.« Nun aber im Ernst: Schon öfters habe ich mich gefragt, ob Fritz Senn nicht zu einer Art Alter Ego von Joyce geworden ist. Ein Leben ausschließlich im Zeichen von Joyce zu verbringen, trotz Bewunderung auch für Samuel Beckett, Dorothy Parker oder John Orwell, ist doch außergewöhnlich. Zugegeben, Joyce ist eine singuläre Erscheinung und sein Werk eine unerschöpfliche Quelle. Trotzdem. Als Slawistin kenne ich niemanden, der sich lebenslänglich mit Tschchow oder Tolstoj befasst hätte. Vielleicht mit Dostojewskij, dessen Exzentrizität ansteckend ist. Ein bisschen Verrücktheit gehört zu jedem radikalen »commitment«. Und dagegen ist bei Gott nichts einzuwenden.

Von Triest nach Zürich

Für Fritz Senns »Verrücktheit« sind wir ihm mehr als dankbar. Dass er ausgerechnet mich als Laudatorin gewünscht hat, mag auch zu seinen Extravaganzen gehören. Bekanntlich bin ich weder Anglistin noch Joyce-Spezialistin, nur eine Joyce-Liebhaberin, die es – wie Joyce – von Triest nach Zürich verschlagen hat. Seit über dreißig Jahren wohne ich unweit von seinem Grab, und diese Nähe ist mir wichtig. Schriftstellerfreunde aus dem Ausland führe ich regelmäßig zu ihm, und mit denselben Freunden pilgere ich zu Fritz Senn in die Stiftung, wo wir jeweils mit offenen Armen empfangen und – kurz vor dem Weggehen – fotografiert werden. Ein Ritual, dem sich Péter Esterházy, Péter Nádas, Juri Andruchowitsch und viele andere ohne Widerrede unterzogen haben. Wie auch der Sitte, sich ins Gästebuch einzutragen.

Lieber Fritz, kennengelernt haben wir uns, wenn mich nicht alles täuscht, 1987, als mir der Hieronymus-Ring des Deutschen Übersetzerverbandes verliehen wurde. Seither haben sich unsere Wege immer wieder gekreuzt, bei Jury-Sitzungen, Veranstaltungen, in der Stiftung, wiederholt an der Tramhaltestelle Bahnhofstraße, wo ich dich aus gedanklicher Versunkenheit geholt habe. Du mochtest meine Verbindung zu Triest – und zu Ungarn, der Heimat meiner Mutter und der von Leopold Blooms Vorfahren.

Und ich mochte deine Vernarrtheit in Joyces Werk – und in die Sprache. Denn eine Spracharbeiterin bin ich selbst. Dass wir uns heute an diesem Ort treffen und dass dir der Zürcher Festspielpreis 2014 verliehen wird, ist eine große Freude. Ich weiß, du magst kein Pathos, kein Lob, keine Superlative. Dennoch wäre ich geneigt, deine herausragenden Eigenschaften – von A wie Ausdauer bis Z wie Zungenfertigkeit – in eine kleine Litanei zu fassen. Aber schon höre ich innerlich dein abwehrendes Nein. Und so erlaube mir stattdessen den Versuch, deinem Namen ein Akronym-Gedicht zu entlocken, das dich und deinen Spleen auf verspielte, entfernt joyceanische Weise zum Ausdruck bringt. Zur Information für diejenigen, die es noch nicht wissen sollten: In einem Akronymgedicht ergeben die ersten Buchstaben der Wörter – horizontal gelesen – jeweils das Titelwort, und dies Zeile für Zeile.

FRITZ SENN

*Freie Reise ins Tychomatische zu Sirenen Euphonien
nächtlichen Namenen.*

*Finnegan rumort im Traum. Zerrt sibyllinisch. Ein Niemand.
Nur*

*forsch. Reibung impliziert Transformation. Zungenrede
sichert endlose Narreteien, normfern.*

Flussgleich rinnt in Tiefen Zeit. Sondiere: es nebelt nautisch.

*Fliehende Rätsel intrigieren trickreich. Zischen erblasen
naschen. Nausikaa*

*fasziniert. Rending insomnia. Talmudisch zürchisierte Sätze
erschließen Neues neu.*

*Form Raum im Tandem. Zitate Subtexte erhitzen notorisch.
Nonkonformer*

*fun. Ruhe ist tabu. Zeige schreibe erkläre! Nimmermüder
navigator!*

In diesem Sinne, lieber Fritz, gratuliere ich dir von Herzen und wünsche dir weitere fruchtbare Jahre mit Joyce! Noch ist nicht alles déjà lu, um ein Bonmot von dir zu zitieren.

Dankesrede

HELMUT-M.-BRAEM-PREIS AN HANS-CHRISTIAN OESER

Wolfenbüttel, 28. Juni 2014

An dieser Stelle darf ich verraten, daß ich meinen allerersten Übersetzerpreis 1996 in Gestalt eines auf Papier geklebten Kranzes aus getrockneten Lorbeerblättern erhielt. Ich habe mich herzlich gefreut. Überreicht hat ihn mir der unvergessene Helmut Frielinghaus für die Übertragung dreier Strophen eines mir unbekanntes Gedichts des ungenannt gebliebenen englischen metaphysischen Poeten Thomas Traherne, und da Susanne Höbel damals dabei war und auch heute unter uns weilt, sei mir gestattet, einige Verszeilen daraus zu zitieren. Vielleicht erinnert sie sich noch daran, denn das damalige Bertelsmann-Seminar über das »Übersetzen von Lyrik innerhalb von Prosatexten« wird sie auch sonst in bester Erinnerung behalten haben ...

*Kann alles, was wir wachend sehn,
Des Nachts im Traume uns geschehn?
Ich wußte es als Kind:
Auch meine Träume sind
So wahr wie alles, was ich um mich find;
Die Welt war dort zu Gast. Wie sonderbar,
Daß Himmel Erd und Erde Himmel war!*

Und nun ist mir heute ein hochoffizieller und noch dazu hochdotierter Übersetzerpreis überreicht worden, der Helmut-M.-Braem-Preis, und ich kann es noch gar nicht richtig fassen:

*Kann das, was ich im Traum gesehn,
Bei Tag, in Wirklichkeit, geschehn?*

Vorliebe für die kleineren Formen und ein Monstrum

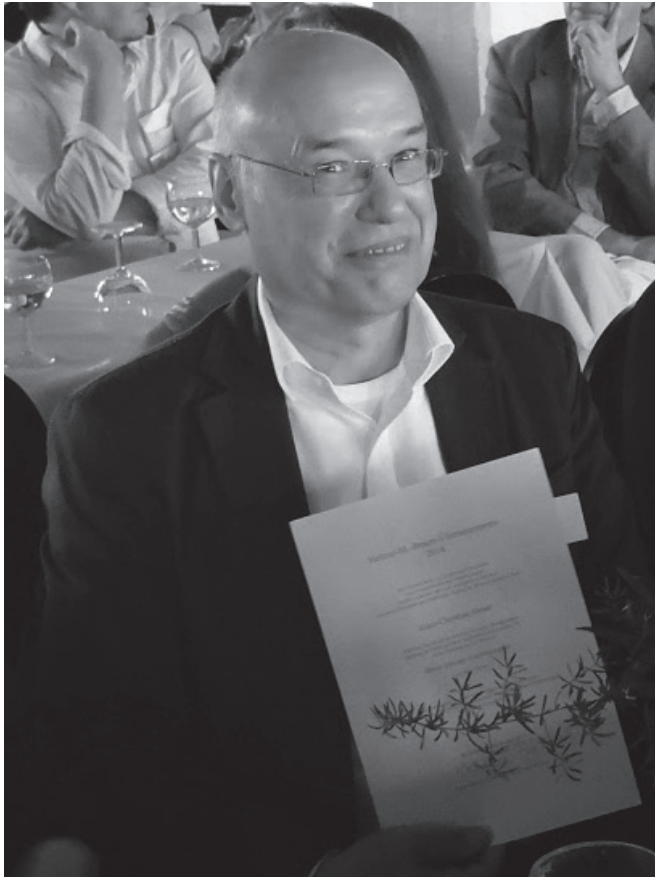
Ich habe, als Leser wie als Übersetzer, eine Vorliebe für die kleineren Formen: für das Gedicht, die Short Story, die Erzählung, die Novelle, den Kurzroman. Man kann sich also ausmalen, wie mir zumute war, als ich Mark Twains in mehr als einem Sinne gewichtige Autobiographie zum ersten Mal als Buch in Händen hielt: ein ziegelsteinschwerer Band, dessen reiner Textteil sich in der deutschen Übersetzung auf stolze 922 Normseiten belaufen sollte.

Was der Jury bei ihrer Entscheidung gar nicht bewußt gewesen sein dürfte: Dieses ausgemachte Monstrum stellt nur den ersten der auf insgesamt drei Bände angelegten Originalausgabe dar, die in ihrer Gesamtheit mehrere Aktenmeter, 5000 Typoskriptseiten, eine halbe Million Wörter umfaßt. Dem Autor zufolge ist sie denn auch »kein Fe-rienausflug – sie ist eine lange Reise«. Und eine lange Reise war und ist auch die deutsche Übertragung, deren zweiten Band ich vor wenigen Wochen ächzend, wenn auch mit einem leisen Seufzer des Bedauerns abgeschlossen habe.

Damit ist die erste große Herausforderung an den Übersetzer benannt: die schiere Textmasse, an der er sich Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche und Monat für Monat abarbeiten, für die er ein Höchstmaß an Geduld, Konzentration und Akribie aufbringen mußte. Über sieben Monate hinweg war

Mark Twain mein intimer »Lebensabschnittspartner«, den ich nur ein-, zweimal mit einem anderen Autor betrog ...

Eine zweite Herausforderung war die Fülle höchst unterschiedlicher Textsorten und literarischer Genres, die in diese Autobiographie aufgenommen wurden, als da sind: Erzählung, Skizze, Anekdote, Aphorismus, Gedicht, Essay, Brief, Telegramm, Zeitungsmeldung, Reportage, Reisebericht, Ansprache und Vortrag sowie das vollständige Manuskript einer Einführung zu Jeanne d'Arc in unlektorierte und in lektorierte Form, vor allem aber immer wieder Passagen jener anrührenden Biographie, die Mark Twains dreizehnjährige Tochter Susy über ihren Vater verfaßte und die mit zahlreichen Rechtschreibfehlern durchsetzt ist, welche ebenfalls ins Deutsche gebracht werden mußten.



Hans-Christian Oeser Foto © Ebba D. Drolshagen

Mark Twains Selberlebensbeschreibung ist ein kunterbunter Bilderbogen, ein Sammelsurium, ein Potpourri, ein Amalgam, ein Konglomerat, ein Mischgemesch, auf dessen vorherrschendes Strukturprinzip, die Abschweifung, der Autor in der ihm eigenen Mischung aus Selbstverliebtheit und Selbstironie sichtlich stolz war: »Die Form dieses Buches ist eine der denkwürdigsten literarischen Erfindungen der Zeitalter. [...] Sie nimmt den gleichen Rang ein wie die Dampfmaschine, die Druckerpresse & der elektrische Telegraph.«

Die dritte Herausforderung erklärt sich durch einen inneren Widerspruch der Autobiographie: daß sie zwar einerseits, statt mit der Feder oder auch nur mit der Maschine geschrieben zu sein, einer Stenographin diktiert wurde, meist vormittags vom Bett aus, daß sie aber andererseits bei aller Mündlichkeit vom unbedingten Stilwillen des Autors geprägt ist. Es galt also, das englische Original in ein flüssiges, geschmeidiges, heutiges und doch zeitauthentisches Deutsch zu übertragen, das weder den Charakter gesprochener Sprache noch die Eigentümlichkeiten künstlerischer Durchgeformtheit verleugnen durfte.

Parlando, Witz und Ernst

Wir haben es mit der »wunderbaren Ungezwungenheit« (Rolf Vollmann) eines Parlandostils zu tun, zugleich aber mit einem hochliterarischen Text, der, obwohl sich die nachträglichen redaktionellen Eingriffe des Autors auf ein Minimum beschränkten, ästhetisch wie aus einem Guß wirkt. Bevorzugte Stilmittel sind Wiederholung (»eine höchst wirksame Waffe im Reich des Humors«), Reihung, Steigerung, Übertreibung des Unwesentlichen und Untertreibung des Wesentlichen. Bei Mark Twain gibt es fast nie nur *ein* Adjektiv, nein: »Der junge Rockefeller, vielleicht fünfunddreißig Jahre alt, ist eine schlichte, einfältige, ernsthafte, aufrichtige, ehrliche, wohlmeinende, gewöhnliche Person, ohne auch nur einen Hauch von Originalität.«

Für jeden Aspekt dieses monumentalen Werkes: das Private und das Öffentliche, das Persönliche und das Politische, das Moralische und das Literarische, mußte ein eigener, insgesamt jedoch einheitlicher Ton gefunden werden, der den Mark Twain'schen Witz ebenso bewahrt wie den Mark Twain'schen Ernst, seinen sprühenden Humor ebenso wie seinen offenbar von Schopenhauer beeinflussten tiefen Pessimismus, ein Ton, der langen erzählerischen Atem und Kurzweiligkeit der Einzelpassage miteinander versöhnt.

Einem so faszinierenden, einem so vielschichtigen Mann innerlich nahezukommen – und nicht nur, wie er sich ausdrückt, seine »Kleider und Knöpfe« zu zählen – war eine beglückende Erfahrung, und so fühlte ich mich während der Arbeit denn auch nicht wie eines von Puschkins »Postpferden der Bildung« und schon gar nicht wie eine »Schindmähre der Kultur« (so bezeichnete uns Übersetzer bekanntlich der Namensgeber dieses Preises), sondern eher wie der reitende Bote des Königs, der die zutiefst menschliche Botschaft Mark Twains in deutsche Lande tragen durfte. Wobei Mark Twain natürlich kein König und nicht einmal Monarchist war, sondern überzeugter Republikaner, überzeugter Demokrat, überzeugter Antikolonialist, überzeugter Antiimperialist, überzeugter Antimilitarist, überzeugter Atheist, mit einem Wort: Humanist.

Ein Monument aus einprägsamen Sätzen

Viele Sätze haben sich mir eingeprägt, Sätze wie der über die Kindheit auf der Farm seines Onkels (»Ich erinnere mich [...] an die Quadrate aus Mondschein auf dem Fußboden und an die weiße kalte Schneewelt, die sich draußen vor dem vorhanglosen Fenster bot«), wie der über die geliebte Tochter Susy (»sie, die unser Wunder und unsere Wonne war«), wie der über die US-Soldaten seiner und sicherlich auch unserer Zeit (»unsere uniformierten Meuchelmörder«), wie der über die Machenschaften der Wall Street (sie habe »einen Pesthauch« über »die kommerzielle Moral der Vereinigten Staaten« gelegt), wie der über das Los des Menschen (»Eine Myriade Menschen werden geboren; sie ackern und rackern und ringen um ihr Brot; sie zanken und zetern und streiten; sie rangeln um kleine schäbige Vorteile; das Alter beschleicht sie; Gebrechen folgen; Schändlichkeiten und Demütigungen brechen ihren Stolz und ihre Eitelkeit; die sie lieben, werden ihnen genommen, und Lebensfreude verwandelt sich in kummervolles Leid. Die Last der Schmerzen, Sorgen, Qualen wird Jahr für Jahr schwerer; schließlich ist aller Ehrgeiz erloschen, aller Stolz erloschen, alle Eitelkeit erloschen; an ihre Stelle tritt das Verlangen nach Erlösung. Diese vollzieht sich schließlich – das einzige unvergiftete Geschenk, das die Erde je für sie bereitgehalten hat –, und sie verschwinden aus einer Welt, in der sie ohne jede Bedeutung gewesen sind; in der sie nichts erreicht haben; in der sie ein Irrtum, ein Misserfolg, eine Torheit gewesen sind; in der sie kein Zeichen hinterlassen, dass sie je gelebt haben – eine Welt, die sie einen Tag lang betrauert und dann für immer vergisst.«

Aber da sei der Helmut-M.-Braem-Preis vor! Ich danke allen, die mir geholfen haben, diese schwierige Aufgabe zu bewältigen, ich danke dem Übersetzerfonds, ich denke dem Freundeskreis, ich danke der Jury, ich danke dem Laudator,

ich danke der studentischen Gruppe, die den umfangreichen Anmerkungs- und Übersetzungsteil überarbeitete. Danken möchte ich aber auch und besonders – und jetzt befehle ich mich bewußt einer Mark Twain'schen Diktion – meiner jungen, meiner agilen, meiner alerten, meiner einfühlsamen, meiner gewissenhaften, meiner sorgfältigen, meiner gründlichen, meiner emsigen, meiner tüchtigen Lektorin Nele Holdack, die mein mitunter krauses und krautiges Deutsch überhaupt erst in lesbare Form gebracht hat, sowie René Strien, dem vormaligen Leiter des Aufbau-Verlags, der das Mammutprojekt von Anfang bis Ende nicht nur mit wohlwollender Anteilnahme, sondern mit großer Leidenschaft begleitet und gefördert hat. Ein großes Dankeschön ihnen und euch allen!

VERANSTALTUNGEN

Volker Klöpsch

EINANDER ZUHÖREN AM OHRENMEER DEUTSCH-CHINESISCHE ÜBERSETZER- WERKSTATT

Dali, Yunnan, Dezember 2013

Sehr weit entfernt scheint uns die chinesische Literatur zu sein, und kaum weniger entlegen war auch der Ort, an dem sich in der ersten Dezemberwoche des vergangenen Jahres ein Dutzend deutsche und chinesische Übersetzer traf, um über die Schwierigkeiten der Übertragung und Vermittlung der beiden Literaturen zu berichten und zu diskutieren: das malerisch auf fast 2000 m Höhe an den Ufern des »Ohrenmeers« (Erhai) gelegene Dali in der südwestlichen Provinz Yunnan war der perfekte Rahmen für die einwöchige Enklave, in der es ausschließlich um die spannenden Fragen des Übersetzens deutscher und chinesischer Werke in die jeweils andere Sprache gehen sollte.

Organisator war das rührige Buchinformationszentrum (BIZ) Peking in Kooperation mit dem Deutschen Übersetzerfonds, wobei die Fördermittel von der Frankfurter Buchmesse, der Robert Bosch Stiftung und dem Auswärtigen Amt kamen. Jeder der eingeladenen zwölf Übersetzerinnen und Übersetzer stellte einen gerade in Bearbeitung befindlichen Text vor, an dem er (oder sie) exemplarisch besondere Schwierigkeiten des Translationsprozesses darstellte.

Von deutscher Seite nahmen neben Marc Hermann noch Julia Buddeberg (München), Johannes Fiederling (Shanghai), Eva Lüdi-Kong (Hangzhou), Eva Schestag (Frankfurt), Martin Winter und der Verfasser teil. Die behandelten Texte reichten von zeitgenössischen (Bi Feiyu, Ho Chin-bing, Yi Sha), modernen (Lao She) bis hin zu klassischen Werken (*Die Drei Reiche*, *Die Reise nach dem Westen*). Die Tatsache, dass sich die Hälfte der anwesenden Übersetzer(innen) zur Zeit mit vormoderner Prosa beschäftigt, überraschte angesichts der geringen Aufmerksamkeit, welche die klassische chinesische Literatur auf dem deutschen Buchmarkt derzeit genießt. Es steht zu hoffen, dass die vollständige und kompetente Übertragung der beiden genannten großen Romane ein wenig für Abhilfe sorgt.

Politische Klischees vs. literarisches Urteilsvermögen

Die chinesischen Kolleginnen und Kollegen beschäftigten sich ausnahmslos mit zeitgenössischen oder modernen Texten: Gu Mu mit Judith Kuckarts *Die Verdächtige*, Han Ruixiang mit Ursula Krechels *Landgericht*, Liu Dongyu mit Martin Mosebachs *Was davor geschah*, Shen Xiliang mit Walter Kappachers *Der Mann mit dem Hund*, Wang Peili mit Hermann Kants *Das Kennwort* und Yu Songnan mit Eugen Ruges *In Zeiten des abnehmenden Lichts*. Abgerundet wurde die Tagung mit einem Vortrag von Xu Zechen aus Peking, der die Rezeption chinesischer Literatur

in Deutschland aus der Sicht des Schriftstellers bzw. Verlages beleuchtete. Dabei sowie in der anschließenden Diskussion wurde von chinesischer Seite lautstark die erratische Rezeption chinesischer Autoren in Deutschland sowie die Konzentration auf einige wenige große Namen wie Yu Hua und Mo Yan beklagt sowie Unverständnis für die Aufmerksamkeit gezeigt, die Liao Yiwu entgegengebracht wird. Es bestehe die Gefahr, dass politische Klischees das literarische Urteilsvermögen überlagerten.

Insgesamt wurde die Übersetzerwerkstatt von allen Teilnehmern als eine außerordentlich gelungene und für die eigene Arbeit fruchtbare Veranstaltung empfunden, die unbedingt eine Fortsetzung erfahren sollte, denn große Entfernungen verlangen nach lauterer Stimmen, und die geknüpften Kontakte tragen bestimmt dazu bei, den deutsch-chinesischen Literaturdialog weiter zu fördern.



»Nicht alle Übersetzungen am Ufer des Ohrenmeers bewegen sich auf allerhöchstem Niveau.« – Foto © Volker Klöpsch

Anke Burger

TALKING DIRTY IN GERMAN BERICHT VON DER VICEVERSA ÜBERSETZER- WERKSTATT ENGLISCH-DEUTSCH

Berlin, Januar 2014

Seit einigen Jahren unterstützt die Robert Bosch Stiftung die paritätisch besetzten Werkstätten, die es mittlerweile in den Sprachpaaren Russisch-Deutsch, Chinesisch-Deutsch, Türkisch-Deutsch u. v. a. gibt. Die Englisch-Deutsche Übersetzerwerkstatt fand dieses Jahr unter der bewährten Leitung von Karen Nölle und Shelley Frisch im Literarischen Colloquium Berlin am zugeföhrenen Wannsee statt. Neben Shelley hatten zwei weitere TeilnehmerInnen den Weg aus den USA nach Berlin angetreten, die anderen native speakers stammten aus Leipzig, Oxford und Glasgow.

In viereinhalb intensiven Tagen Textarbeit wurden die in Arbeit befindlichen Übersetzungen der Teilnehmenden mit laserscharfem, aber liebevollem Röntgenblick durchleuchtet.

Feilschen um Formulierungen

Wunderbarerweise waren drei der Autoren, die ins Englische übersetzt wurden, in Berlin zu Hause und bereit, an unserer Diskussion teilzunehmen. Der Neuköllner Abbas Khider zeigte sich begeistert von unserem stundenlangen Feilschen um jede Formulierung seines schottischen Übersetzers Donal McLaughlin. Auch Ulrike Almut Sandigs Gedichtvortrag und Karen Leeders sets neues Abwägen jeder englischen Phrasierung (»It has to sing in English, otherwise it's out«) waren für uns übrigen ProsaübersetzerInnen hochinteressant. Immer wieder kam zur

Sprache, dass auch Prosaübersetzungen musikalisch-rhythmisch klingen und vor der Abgabe laut gelesen werden sollten, um die Harmonie auf Herz und Nieren zu prüfen. Reiner Stach, Autor eines dreibändigen, vieltausendseitigen Mammutwerks über Franz Kafkas Leben, das Shelley Frisch in mehr als zehnjähriger Arbeit für englischsprachige Leser erschloss, beehrte uns ebenfalls mit einem Besuch.

Faszinierende Mischsprachen, Textökonomie

Bei der Prosa steht allerdings zugleich die Ökonomie des Textes im Vordergrund; die Ausgewogenheit des übersetzten Textes



Die ViceVersa Übersetzerwerkstatt Englisch-Deutsch, Foto: privat

tes sollte bewahrt werden – die Kurzgeschichte, der Romanabschnitt muss als Ganzes fließen, was vor allem durch die Schaffung wahrhaft deutscher (oder englischer) Satzstrukturen zu erreichen ist.

Auffällig war, wie stark sich die anwesenden ÜbersetzerInnen für Mischsprachen interessierten: Viele der übersetzten Autoren schreiben nicht in ihrer Mutter-, sondern einer später erworbenen Sprache, darunter sogar der »uramerikanische« Jack Kerouac, der frankophon aufwuchs und für dessen *spontaneous prose* Michael Mundhenk nach deutschen Entsprechungen suchte.

Ein gewisser Stolz erfüllte uns, als wir am Ende ein klein bisschen zu Karen Nölles Überarbeitung einer Alice-Munro-Kurzgeschichte beitragen durften, und auf die Frage, wie man »Talk dirty to me« schön ins Deutsche bringen könnte, setzte Shelley Frisch den sechs heiteren gemeinsamen Tagen das Krönchen auf: »Germans don't talk dirty, they talk about recycling ...« Beste Völkerverständigung.



Christine Ammann

UND SAGT ES KLAR UND ANGENEHM ... SEMINAR ZUM ÜBERSETZEN VON NON-FICTION EÜK Straelen, 5. bis 9. Februar 2014

»Nach der Verkostung von rund zwei Dutzend Probanden, die ... in heißer Milch aufgelöst und ohne Zusatz von Zucker serviert wurden ...« Welcher Fehler hat sich hier bloß versteckt? Präposition? Semantischer Widerspruch? Doppeldeutigkeit? Bezug? Grübelnd standen wir um die Karten mit stilistischen Schnitzern, die die Seminarleiterin auf dem Boden ausgebreitet

hatte. Kurze Beratung im Team, flüsternd, damit uns das gegnerische Team nicht hörte. »Bezug!« Wow, wir konnten einen Punkt erobern!

Das EÜK-Seminar »Und sagt es klar und angenehm ...« – vom 5. bis 9. Februar unter der Leitung von Irene Rumler und Julia Hoffmann – hat die zwölf TeilnehmerInnen nicht nur belehrt, sondern auch unterhalten.

Das Gelernte durften wir außerdem gleich praktisch anwenden: an den Teilnehmertexten, die wir zur Seminarvorbereitung vorab erhalten hatten. In großer Runde oder kleinen Gruppen setzten wir uns intensiv damit auseinander und gingen den Unstimmigkeiten und Ungereimtheiten nach, die wohl jedem Übersetzer in seinen ersten Arbeitsfassungen begegnen. Allerdings sind stilistische Übersetzungsfehler häufig nicht so auffällig – und lustig – wie in dem genannten Beispiel.

Ist ein Fehler immer ein Fehler?

Und natürlich durfte eine Frage nicht fehlen: Ist ein Fehler immer ein Fehler? Die Frage mag absurd klingen, doch manchmal entpuppt sich ein Fehler als stilistische Eigenheit des Autors. Sehr anschaulich zeigte uns das Julia Hoffmann an einem mitgebrachten Text, den wir sehr kontrovers diskutierten. Die Programmleiterin bei DVA gewährte uns außerdem interessante Einblicke hinter die Kulissen des Verlagswesens und weihte uns in die Geheimnisse der Verlagskalkulation ein.

Im Laufe der sehr intensiven Tage in Straelen erläuterte Irene Rumler ferner knapp und bündig verschiedenste Themen: Berufskundliches wie die seriöse Preis- und Aufwandskalkulation, Fachbegriffe aus dem Lektorat, Textaufbereitung für den Satz, die Stilrezepte des unvermeidlichen Wolfgang Schneider und – last but not least – das große Thema Recherche, über das wir uns angeregt austauschten. Und ein Thema drängte sich immer wieder in den Vordergrund: die indirekte Rede.

Im Übrigen zeigte sich die Seminarleiterin auf der Höhe der Zeit: Die zahlreichen Flipcharts, die sie beschriftete, fotografierte sie mit dem Handy ab und stellte uns die Fotos später als pdf-Datei zur Verfügung. Lästiges Mitschreiben entfiel, und wir konnten uns voll und ganz auf das konzentrieren, was wir hörten. Und siehe da: Eigentlich ist der Konjunktiv I doch ganz einfach!

Am Ende der fünf intensiven Tage hätte das Seminar für die meisten wohl noch länger dauern können. Die überaus wertschätzende Atmosphäre, zu der alle gleichermaßen beitrugen, und die freundliche Betreuung und gute Verpflegung im EÜK Straelen hätten alle gern weiter genossen.

Das Seminar »Und sagt es klar und angenehm ...«
Foto © EÜK Straelen

Martina Tichy

UND PLÖTZLICH STEHST DU AUSSER DIR ... 30-JÄHRIGES JUBILÄUM DER IG ÜBERSETZERINNEN ÜBERSETZER

Ysper (Niederösterreich), 9. bis 11. Mai 2014

Wie kam ich überhaupt dazu? Über eine der unzähligen Mitteilungen, die Brigitte Rapp, Claudia Zecher und Nadja Grössing, die »Seelen« der IG Ü + Ü (des österreichischen Pendant zum VdÜ), mir aufgrund meiner neuen Funktion als Schriftführerin des VdÜ zukommen ließen. Die Österreicher werden dreißig? Wir Deutschen werden sechzig? Im selben Jahr? Das machte



Foto © Werner Richter

Übersetzertreffen seit zehn Jahren stattfindet.

Also auf nach Ysper!

Und plötzlich stehst du außer dir ...

Kennst keine Menschenseele.

Denkst du!

Auch wenn ich abgesehen von Werner Richter, dem umtriebigen Vorsitzenden der IG Ü + Ü, bisher sonst noch keinem real existierenden Mitglied der Übersetzergemeinschaft begegnet war, wurde ich von den österreichischen Kolleginnen und Kollegen so aufmerksam wie liebevoll in Empfang genommen.

Und erfuhr im Folgenden, dass das seit zehn Jahren in Ysper stattfindende österreichische Übersetzerseminar grundsätzlich anders konzipiert ist als unser ebenfalls seit zehn Jahren in Wolfenbüttel praktiziertes Modell: Es steht nämlich stets unter einem übergreifenden Motto. Für 2014 waren das »Die wilden Sechziger«, und sie prägten nahezu alles, von den Auftaktveranstaltungen (drei äußerst kurzweilige Präsentationen – von Michael Kellner über »Beat Poets«, Claudia Steinitz zu ihrer Neuübersetzung eines radikalen französischen Romans von 1966 und Eugen Banauch zu dem spannenden Thema diverser Bob-Dylan-Adaptationen) über die Workshops (Englisch, Französisch, Russisch, Ungarisch und Schreibwerkstatt – allesamt von Samstagmorgen bis Sonntagmittag durchgängig, abgesehen von einer sowohl Essen wie einen halbwegs ausgedehnten Spaziergang erlaubenden Mittagspause am Samstag) bis zur erstmalig anberaumten Party (mit der »Roaring Sixties Revival Band«, ein echtes Highlight) und den Live-Abschlussberichten unmittelbar nach Ende der Workshops am Sonntagmittag.

Frank Heibert und Bastian Häfner,
Foto © EÜK Straelen

Und anders als in Wolfenbüttel konzentriert sich in Ysper alles rund um einen schönen Vierseithof: ursprünglich ein schlichtes Dorfwirtshaus, das nach behutsamem Ausbau nun mit zahlreichen, komfortabel ausgestatteten Zimmern und Sälen als Dreisterne-Seminarhotel überzeugt. Bei schönem Wetter trifft man sich im offenen Innenhof, bei Regen rottet man sich im solide überdachten Bogengang vor der Lounge zusammen.

Hat was! Ich komme gerne wieder.

Anna-Christin Kramer

AUF PAPIER, NICHT AUS PAPIER SEMINAR ZUR DIALOGÜBERSETZUNG

(Leitung: Frank Heibert & Bastian Häfner)

EÜK Straelen, 21. bis 25. Mai 2014

Vom 21. bis 25. Mai ging es im EÜK in Straelen um die Frage »Wie sprechen Figuren in dramatischen und in Prosatexten?« Auch Teilnehmer, die bisher nichts oder kaum mit dem Theater zu tun hatten, waren eingeladen. Für manche war es also doppelt spannend, da es einiges zum Theater an sich zu hören gab, nicht nur zu dessen Dialogen. So ging es zum Beispiel um die Verwendung von Füllwörtern, die einen Text lebendig und Mündlichkeit authentisch wirken lassen können. Dabei sollten sie aber wohl dosiert eingesetzt werden, was natürlich prinzipiell ebenso auf Prosadialoge wie auf Theaterstücke zutrifft.

Da mit diesen Partikeln jedoch oft Stimmungen ausgedrückt werden, muss bei der Theaterübersetzung besondere Vorsicht walten: Schließlich soll der Subtext bzw. die Stimmung nicht im Text fixiert werden, um RegisseurInnen und SchauspielerInnen ein möglichst rohes Material an die Hand und dadurch mehr Raum zur Gestaltung zu geben. Überhaupt spielten die immer mitgedachten SchauspielerInnen im Seminar eine große Rolle. Wie praktisch, dass das Schicksal uns eine gelernte Schauspielerin in die Reihen gespült hatte, die aus erster Hand kundig und sympathisch die Schauspielersicht mit an den Tisch brachte.

Die Leidenschaft fürs Übersetzen wurde bei allen Teilnehmern deutlich, seien es englische Texte aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert, zeitgenössische französische Hörspiele oder europakritische katalanische Theaterstücke. Wenn die intensive Textarbeit des Vormittags hinter uns lag und die Batterien wieder aufgeladen waren, ging es weiter mit Übungen. Wir diskutierten und übersetzten Auszüge aus einem Stück des englischen Dramatikers Martin Crimp, zu einem Drama von Oscar Wilde studierten wir vier verschiedene Übersetzungen aus verschiedenen Dekaden, außerdem durften wir bei vorgegebenen Sprechakten und also sozusagen in gesteuerter Freiheit selbst Dialoge verfassen, lauschten Vorträgen zu postdramatischen Tendenzen und der deutschen Theaterverlagslandschaft



– man sieht, das Berufspraktische blieb nicht auf der Strecke, und langweilig wurde es (danke, liebe Seminarleitung!) auch nie.

Genie und Verbrechen im Atrium

Abends hatten viele noch zu tun und zogen sich zum Arbeiten auf die Zimmer zurück, der Rest amüsierte sich bei Wein und Nüsschen mit einem Fremdwörterlexikon. Höhepunkt des Freizeitprogramms war sicher die ebenso improvisierte wie heute schon legendäre Aufführung einer Szene aus George Walkers »Genie und Verbrechen« im Atrium (unvergessen: Köchin Amanda, heimlicher Star der Produktion; in weiteren Rollen Wiebke Acton, Bastian Häfner, Frank Heibert und Andreas Jandl).

Eine Teilnehmerin beschrieb die Seminarerfahrung ganz treffend: Man verbringt die fünf Tage wie auf einem U-Boot, und das Auftauchen bzw. der erste Tag zu Hause ist denn auch eine entsprechende Umstellung – einerseits froh, wieder im eigenen Bett zu schlafen und den eigenen Gedanken lauschen zu können, vermisst man andererseits das fröhliche Beisammensein mit den KollegInnen. Aber jede Klassenfahrt geht irgendwann zu Ende, und dann tröstet man sich eben mit der Aussicht auf die nächste (hier: Wolfenbüttel).

Hinrich Schmidt-Henkel

FÜREINANDER EINSTEHEN BEGRÜSSUNGSREDE ZUM FESTAKT 60 JAHRE VDÜ

Lessing-Theater Wolfenbüttel, 28. Juni 2014

1954 fand sich in Hamburg ein kleiner Freundes- und Kollegenkreis zusammen und gründete den »Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke«. Interessante, zum Teil schillernde Persönlichkeiten waren das, die sich da um einige wenige Initiatoren scharten, darunter der erste Präsident des neuen Vereins, Rolf Italiaander, ein außergewöhnlich unternehmender Autor, Übersetzer und Kunstsammler, Gründer der Freien Akademie der Künste in Hamburg, früherer Aktivist für homosexuelle Emanzipation und manches mehr. Sein Porträt ist in unserem Jubiläumsbuch *Souveräne Brückenbauer* zu lesen.



Hinrich Schmidt-Henkel Foto © Ebba D. Drolshagen

Was bewegte unsere Gründungsmütter und -väter zu diesem Zusammenschluss? Das waren Impulse, an denen sich bis heute nichts geändert hat, Impulse, die uns zum Beispiel dazu treiben, alljährlich zum Wolfenbütteler Gespräch zu kommen, die aber auch sonst grundlegend dafür sind, sich zu einem Verband zu verbinden, nämlich das eigene Tun zu reflektieren, sich auszutauschen, die Vereinzelung zu überwinden, das Wissen und die Kräfte aller zusammenfließen zu lassen.

Und sie wussten damals schon, dass die Qualität unserer Arbeit dasjenige ist, womit wir punkten können, das, womit wir vor Öffentlichkeit, Leserinnen, Feuilleton und auch Verlagen auftreten und unser Recht als literarische Zunft behaupten können. Damit gingen die Verbandsgründer auch unverzüglich nach außen, so mit einem Gespräch »Über die Kunst des Übersetzens« bei den Berliner Festwochen 1954. Dass unsere Tätigkeit eine künstlerische ist, dass wir voll berechnete Urheber unserer Werke sind, das wundert ja heute noch so manchen – wie muss das erst in der damaligen öffentlichen Wahrnehmung ausgesehen haben!

Zugleich stand im Mittelpunkt der Verbandsarbeit von Anfang an die Absicht und Notwendigkeit, die materiellen Bedingungen unserer Tätigkeit zu verbessern, unter anderem mit dem Auftrag an den Vorstand, Musterverträge auszuarbeiten.

Die damalige Situation ist heute ja ganz und gar unvorstellbar. Das Verhältnis Übersetzer-Auftraggeber war rechtlich weitgehend ungeregelt und fast gänzlich vom beiderseitigen guten Willen abhängig. Keine Spur von einem Normvertrag, geschweige denn von Vergütungsregeln. Vielfach wurden die Übersetzenden im Buch nicht einmal genannt – das nur als Beispiel dafür, wie viel sich seither geändert hat. Und geändert hat es sich ausschließlich aus einem Grund: Weil Literaturübersetzende sich damals und heute zusammentun und füreinander einstehen.

Dem VdÜ waren nicht nur Übersetzerdinge wichtig. 1969 gehörte er zu den Mitgründern des Schriftstellerverbandes VS und schloss sich ihm sogar an – im Status eines Landesverbandes, eines Landesverbandes aber, der zu keinem Bundesland gehört, sondern bundesweit organisiert ist und selbstständig arbeitet. Das ist eine der reizenden Merkwürdigkeiten unseres Daseins, ebenso wie der Umstand, dass wir gleichzeitig ein eingetragener Verein sind und eine Gewerkschaftsgliederung, nachdem wir mit dem VS erst der IG Druck und Papier, dann der IG Medien beitraten und schließlich der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft ver.di.

Bereitschaft, für die gemeinsame Sache zu wirken

Doch in welcher Form auch immer – was den VdÜ, was seine Mitglieder und die Übersetzerschenschaft vorangebracht hat, war die Bereitschaft der bei uns Vereinigten, ihr Wissen und Können miteinander zu teilen und für die gemeinsame Sache zu wirken. Wir beraten alle – ob sie nun Mitglieder bei uns sind oder nicht. Wer neu in unseren Kreis kommt, wird mit offenen Armen empfangen und nicht etwa als frische Konkurrenz angesehen, die vielleicht die Preise verdirbt, sondern als Bereicherung und als jemand, mit dem wir alles teilen, was wir als Verband wissen und tun.

Informationsaustausch abseits jeden Konkurrenzdenkens, das ist ohnedies ein ganz zentraler Punkt unserer Arbeit. Nur wenn innerverbandlich ein steter Informationsfluss stattfindet, können wir gemeinsam mit unseren Beratern sinnvolle Schritte unternehmen, die Bedingungen für alle zu verbessern.

So also war und ist es im VdÜ: Wir kümmern uns selbst um unsere Dinge – in diesem Geist sind Institutionen aus der Mitte des VdÜ heraus entstanden, auf Initiative von Mitgliedern, die im Verband die nötigen Mitstreiter und Energien fanden: das Europäische Übersetzerkollegium in Straelen, der Übersetzerfonds, vor wenigen Jahren die Weltlesebühne. Das hätte unseren Gründungsmüttern und -vätern vor 60 Jahren mal jemand sagen sollen: ein Verein (die Weltlesebühne), der

11. WOLFENBÜTTELER GESPRÄCH – JUBILÄUMSTAGUNG DES VDÜ 26. – 29. JUNI 2014

Ein Bilderbogen aus Aufnahmen von Ebba D. Drolshagen



Zur Eröffnung: Begrüßung durch Luis Ruby, Vorstandsmitglied des VdÜ; Ehrengabe des VdÜ unter anderem an CEATL-Vertreter Holger Fock; Vortrag von Gastrednerin Nora Gomringer: »Zwischen den Zeilen: Zungen«.

Alle Fotos © Ebba D. Drolshagen



Ein ganz besonderer Workshop: Der Übersetzerchor übt unter der Leitung von Claus-Eduard Hecker eine von Andreas Jandl bearbeitete Fassung der Gemeinsamen Vergütungsregeln ein. Neu war auch die Lyriknacht im Gästehaus Schünemanns Mühle.



Festakt zum Jubiläum im Lessingtheater

Die bisher längste, meistbesuchte Übersetzungstagung konzipierten und organisierten Brigitte Jakobeit, Andreas Jandl, Elke Link, Karen Nölle, Katharina Diestelmeier und Michael Zillgitt.



Zum Ausklang: Uwe Timm trifft seine Übersetzer (hier rechts im Bild: Matteo Galli) und amüsiert sich prächtig.

landauf, landab Lesungen von Übersetzern veranstaltet, von Übersetzern, die ihr Werk präsentieren; ein staatlich alimentierter Kunstfonds mit einer halben Million Euro Jahresbudget (der Übersetzerfonds); ein international ausgerichtetes Arbeits- und Begegnungshaus für Übersetzer (Straelen) – ich glaube, jenes Gründungshäuflein um Rolf Italiaander hätte sich verwundert die Augen gerieben.

Konstituierendes ehrenamtliches Engagement

Konstituierend für unsere Verbandsarbeit war immer, dass sie ehrenamtlich geleistet wird. Das ist eine besonders intensive Form des füreinander Einstehens. Sie passt ganz ausgezeichnet zu uns: Wir kümmern uns selbst um unsere Belange - wer sonst würde es tun? Wir Übersetzer sind ja seltsame Wesen, nämlich Künstler im Auftrag, also Urheber unserer Werke, die wir jedoch nicht aus eigenem Antrieb schaffen. Zudem sind wir sowieso ein Haufen mit einem eigenen Sinn, ja Eigensinn, ja Beharrungsvermögen, ja Sturkopf, bei der Arbeit sowieso, in der Freundschaft auch, beharrlich auch in der Auseinandersetzung nach außen wie gelegentlich intern.

Wenn man alle zusammenrechnet, die ehrenamtlich für uns alle tätig sind, in den Gremien, in Arbeitsgruppen, in Teams und Jurys, als Delegierte oder für die Pressearbeit, dann kommt man auf über 30 Leute, die kontinuierlich Zeit und Energie für die gemeinsame Sache einsetzen.

Das muss nicht, kann nicht immer solche Dimensionen annehmen wie in unserem Jubiläumsjahr 2014. Ob die CEATL-Konferenz Anfang Juni im Literarischen Colloquium Berlin, ob unser stolzes Jubiläumsbuch *Souveräne Brückenbauer*, ob die Organisation einer um einen Tag verlängerten Wolfenbüttel-Tagung: Alle Beteiligten haben unglaublich viel geleistet. Euch allen und denen, die es uns als Förderer ermöglicht haben, möchte ich im Namen unseres Verbandes besonders herzlich danken!

In unserem vor allem seit Beginn der 90er Jahre zu stattlichen Mitgliederzahlen angewachsenen Verband hat sich die laufende ehrenamtliche Arbeit enorm vermehrt. Ich glaube, dass bereits in früheren Amtsperioden, nicht erst jetzt, die Mitglieder von Vorstand und Honorarkommission immer wieder hart am Limit arbeiteten und auch oft genug über zumutbare Belastungsgrenzen hinaus. Die ehrenamtliche Tätigkeit hat mittlerweile Züge von hauptamtlicher Nebenbeschäftigung bekommen.

Die Aufgaben werden unterdessen nicht weniger, sondern eher mehr. Ich nenne nur die rechtlichen Fortentwicklungen, die nötige Zusammenarbeit mit anderen Urheberverbänden, die Information und Überzeugung von Entscheidern im politischen Raum, vulgo Lobbyarbeit. Es wäre wichtig, sich dem noch mehr widmen zu können.

Das weitere Gedeihen unseres Verbandes wird wesentlich davon abhängen, dass sich unter seinen heute fast 1300 Mitgliedern immer genügend finden, diese ehrenamtliche Arbeit zu tun. Ich glaube aber, dass die wünschenswerte Professionalität der Verbandsarbeit auf längere Sicht nur gewährleistet werden kann, wenn wir uns Strukturen schaffen, die das Ehrenamt entlasten.

Rechtsberatung und gemeinsame Vergütungsregel

Das wird niemand für uns tun, wir werden selber dafür zu sorgen haben. Die Hauptamtlichen in der auch für uns zuständigen Geschäftsstelle des VS bei ver.di müssen mit immer weniger Leuten immer mehr Aufgaben stemmen. Das ver.di-Budget für unsere Verbandsarbeit schmilzt Jahr um Jahr. Ohne unseren eigenen VdÜ-Beitrag – jene bescheidenen 30 Euro im Jahr – wären wir schon lange arbeitsunfähig. Wolfgang Schimmel war jahrzehntelang der unverzichtbare Urheberrechtler beim VS und in der Gewerkschaft. Seine Stelle ist jetzt seit Jahren unbesetzt. Wir stehen fortwährend vor der Frage, woher wir juristische Fachberatung bekommen sollen. Der Unruheständler

Schimmel steht immer wieder punktuell zur Verfügung, aber ohne weitere befreundete Juristen, die ebenfalls in geradezu ehrenamtlicher Weise aushelfen, stünden wir übel da.

Wie gesagt – auf längere Sicht gilt es Strukturen zu schaffen, die eine solide Grundlage für die Weiterarbeit ermöglichen. Zum 70. Jahrestag des VdÜ 2024 wird es sie seit Jahren geben, das wage ich zu prophezeien – es wird sie geben müssen. Nicht um das Ehrenamt zu ersetzen, sondern zu seiner Entlastung und damit Sicherung.

Ich möchte noch eine weitere Form des füreinander Einstehens ansprechen. Wir sind durch die auch von unserem Verband mit bewegte Gesetzesnovelle von 2002, das Stärkungsgesetz, und vor allem durch die danach geführten Gerichtsverfahren mit dem Ziel einer angemessenen Vergütung so weit gekommen, wie wir noch nie waren, einerseits in der öffentlichen Wahrnehmung, andererseits in den juristischen Tatsachen, bis hin zu den im April 2014 in Kraft getretenen Vergütungsregeln. Das wäre nicht möglich gewesen ohne einzelne Mitglieder, die den beschwerlichen Weg durch die Instanzen gegangen sind, zum Nutzen aller und mit allen damit einhergehenden, unalkulierbaren Risiken. Und wir verdanken es dem Rechtsschutz durch ver.di, ohne den es nicht möglich gewesen wäre.

Ja – 60 Jahre VdÜ! Die grundlegende Absicht, der Zweck darin, sich zusammenzuschließen, war derselbe wie heute – füreinander einzustehen. Wir blicken mit einigem Stolz auf die Geschichte und die Errungenschaften dieses bunten, oft chaotischen, vielstimmigen und eigensinnigen Haufens, dieses Zusammenschlusses von Individualisten, denen in der Verbandsarbeit die Solidarität, also das Zusammenwirken zum Fortkommen aller, wichtiger ist als der eigene Vorteil, nein, die erkennen, dass das solidarisch Erreichte dem eigenen Vorteil dient. Wir blicken mit Freude auf unsere Verbundenheit mit Institutionen der Literaturwelt, mit Journalisten, der öffentlichen Hand, Verlagen und vielen Einzelnen. Wir blicken dankbar auf unsere Vorgänger, die 60 Jahre lang die Geschicke dieses Gebildes VdÜ gesteuert haben. Und wir freuen uns über und auf alle, die es mit uns tun und nach uns tun werden.

Elisabeth Ruge

ZUNGENMÄNNER. ZUNGENFRAUEN

Vom Zauber des Übersetzens oder

Von der schöpferischen Verzweiflung an der Lücke

Festvortrag, Lessing-Theater Wolfenbüttel, 28. Juni 2014

Der außerordentlich kenntnisreiche und inspirierende David Bellos mag das Wort nicht sonderlich, »übersetzen«. Und in der Tat, begreift man »Übersetzen« schlicht als einen »Transfer von Bedeutung aus einer Sprache in eine andere«, wie diese Tätigkeit nicht selten definiert wird – so lässt sich wohl kaum langweiliger ausdrücken, worin das magische Tun des literarischen Übersetzens liegt. Da sind Ausdrücke wie »Sprachwandlerin«, »Wender«, »Auswechsler«, »Zungenfrau« oder »Zungenmann« schon wesentlich reizvoller. Aber ich persönlich mag es doch, dieses unscheinbare Wort. Vielleicht weil ich es immer mit einer Art von Passage assoziiert habe, *a passage*. Über-Setzen: im Sinne von hinüberfahren, hinübergelangen. Und was da auf Reisen geht, was aufbricht ans neue Ufer, ist womöglich vor allem der Mensch selbst, der sich ins Abenteuer des »Bedeutungstransfers« stürzt.

Übersetzen als Passage

Übersetzen – das habe ich ganz wörtlich am eigenen Leibe erfahren. Zu meinen Urerlebnissen, wenn man so will, zählt die Überfahrt in die USA, die ich Anfang der sechziger Jahre mit meiner Familie unternahm. Von Bremerhaven nach New York. Auf der *Queen Elisabeth* – ein riesiges Schiff, ein riesiger Sturm. Alle waren in den Kabinen verschwunden, allen ging's

schlecht, fürchterlich schlecht. Einzig mein Vater und ich und unser großer weißer Königspudel Teddy trieben uns auf dem weitläufigen Schiffsdeck herum, spielten Ball und gingen in den gewaltigen Speisesaal, wo wir von einer Phalanx von Kellnern begeistert in Empfang genommen wurden – sie waren glücklich, endlich jemanden an einen der schön gedeckten Tische zu platzieren und dann unter großen silbernen Hauben eine dampfende Mahlzeit zu servieren. Wir behielten sie – die Kellner quittierten das Tag für Tag mit Bewunderung – auch stets bei uns, die Mahlzeit. Ich war nicht allein, aber doch waren die enormen Ausmaße des Schiffs, die langen Gangways, die weiten Säle und Decks immer menschenleer: Das Über-Setzen, so schien mir, war offenbar eine einsame Angelegenheit. Und die Strecke, die man zu überwinden hatte, war immens.

Für mich war diese Schiffsfahrt tatsächlich eine »Fahrt hinaus«, um den schönen Titel von Virginia Woolfs Erstlingsroman aufzugreifen, *The Voyage Out*. Eine Fahrt hinaus in eine fremde Welt, mit einer fremden Sprache, der eine fremde Kultur zugrunde lag. Ich war nun als kleines Mädchen auf dem Weg in diese Fremde, ich *setzte über*, um mich dann in einen dauerhaften Prozess des Übersetzens zu stürzen. Mich den amerikanischen Kindern und Mitschülern anzuverwandeln und zwei Kulturen und Sprachen zur Annäherung zu bringen. Sagen wir es doch einfach geographisch, da wir schon beim Reisen sind, und greifen dabei ein wunderbares englisches Wort auf, das – natürlich, wie könnte es anders sein? – mit dem ganzen Reichtum seiner vielfältigen Konnotationen auf ewig unübersetzbar bleibt: Ich war ausgezogen, einen Rift zu überwinden, *a rift*, einen Abstand zu verringern.

Aber selbstverständlich wusste ich das so nicht. Eine kleine Meisterin der Übersetzung war ich allerdings gewissermaßen bereits – auch wenn mir das natürlich ebenfalls nicht bewusst war. Eine Plattitüde, darauf hinzuweisen, dass wir ohnehin alle von frühem Kindesalter an Übersetzer sind, wenn wir Sprache anzuwenden lernen und die unvermeidliche Erfahrung machen, dass es sich dabei um eine höchst willkürliche Angelegenheit handelt. Schilder, die auf Objekte gepinnt werden, Wörter, die in großen Lettern unter den Bäumen, Blumen, Bienen der Pappbilderbücher unserer frühesten Lesejahre stehen. Schon bald beschlich mich die Vermutung, dass ich es hier mit einem System zu tun hatte, wo Dinge irgendwann einfach mal entschieden worden waren – GELB, so hieß eben die Farbe der Sonne, war um, erschloss sich einem nicht. Spätestens als ich herausfand, dass dieselbe Sonne nun in Washington, D. C. mit dem Etikett YELLOW versehen wurde, fühlte ich mich in meinem Verdacht bestätigt. Hund und dog, Katze und cat – na gut, schon näher –, Haus und house – ja, ja, da könnte man schon fast eine Logik vermuten. Aber die Empfindung war doch: Es handelt sich um Schildchen, man muss sie richtig zuordnen und einfach auswendig lernen.

Übersetzen als Urerfahrung

Aber dass sich die Sache doch komplizierter verhielt, wurde mir ebenfalls zur Urerfahrung. Das Übersetzen war mir auf ganz andere Weise als Aufgabe zuteil geworden. Ich wuchs ab frühesten Kindheit mit einer kranken Mutter auf, einer Mutter, die zwar meine Sprache sprach, aber oftmals an einem ganz anderen Ort zu sein schien, in einer ganz anderen Welt. In einer Welt, in die man *über-setzen* musste. Früh begriff ich dadurch, dass Dinge in ihrer Bedeutung eine Verschiebung erfahren können. Dass die Schildchen, die einem Gegenstand, einer Laune, einer Handlung, einer Eigenschaft beigegeben wurden, häufig nicht genühten. Was der eine als wohltemperiert empfand, schlug dem anderen als Hitze entgegen. Was die eine lieblich nannte, mochte der anderen als kitschig erscheinen. Ich verstand, dass es auch in diesem Sinne einen »Rift« gab. Einen Rift, der durch den Kontext des jeweils kommunizierenden Individuums bedingt war. Und dass es manchmal einen Kontext gab, manchmal auch traurige Umstände, die einen anderen

Menschen ganz weit weg erscheinen lassen konnten – die den Rift groß und dunkel werden ließen, zu einem Abgrund.

Diese Erfahrung kann Angst machen. Ebenso wie die Einsicht, dass es geradezu an ein Wunder grenzt, dass wir Menschen uns einander tatsächlich gegenseitig verständlich machen können – was ja schon unter denen schwierig genug sein kann, die einen Kulturkreis teilen, einen Erfahrungshorizont, eine Sprache. Allein schon die Herkunft des Wortes »verstehen« zeigt an, wie brachial und geradezu im körperlichen Sinne anstrengend dieser Vorgang ist. Ursprünglich hatte dieses Ver-Stehen eine fast wehrhafte Bedeutung, als müsse einer Bedrohung entgegengewirkt werden: »rings um etwas stehen, etwas umstehen, etwas in der Gewalt haben, beherrschen«. Später wandelte sich die Bedeutung und entfaltete ein weites Spektrum, in dem vieles erfasst wurde, was dem Prozess des Verstehens innewohnen muss, um ihn zu einem glücklichen Abschluss zu führen, um die Lücke zu verkleinern: »erfassen, ergreifen, ertasten, merken, meinen, empfinden, fühlen, begreifen, einsehen, erkennen«. Das Einfühlungsvermögen, die Anteilnahme, kommt ins Spiel – die Empathie.

Ja, manchmal werden wir durch unser Erleben, durch die Traumata und die kleinen Katastrophen, die wir durchleiden, an ganz ferne Orte geschleudert, manchmal sind wir gleichsam wie in anderen Ländern und sehen einander nur aus großer Ferne. Einem

Menschen, dem das Festrednerin Elisabeth Ruge im ganz wörtlichen Foto © Ebba D. Drolshagen Sinne passierte, ist

Philippe Pozzo di Borgo. Er geriet durch seinen schrecklichen Unfall von einem Moment auf den nächsten aus dem Zentrum der Gesellschaft an den äußersten Rand, an einen Ort, wo ihn keiner mehr sah – und ihn auch keiner mehr hörte. Die Sprache, die Pozzo di Borgo sich aneignete, um über diese existentielle Radikalerfahrung zu sprechen, war für ihn selbst auch ganz neu, Wörter wie Verletzlichkeit und Peripherie und Einsamkeit und Solidarität hatten vorher nicht zum Vokabular seines Manageralltags gehört. Für viele, die ihn bis dahin gekannt hatten, war er kaum noch zu verstehen, seine Erfahrung war unbegreiflich, weil sie nicht empfinden konnten, wie die Welt sich nun zu ihm verhielt und umgekehrt. Er war inmitten seiner eigenen Leute zu einem Fremden geworden. Zwischen ihnen hatte sich ein tiefer Spalt aufgetan. Pozzo di Borgo hätte nach seinem Unfall ebenso auf einem anderen Planeten gelandet sein können.

Aufeinanderprall der Welten

Apropos ferne Planeten und Galaxien. Unter den endlosen Folgen der legendären Serie *Raumschiff Enterprise* gibt es eine, und zwar aus der Staffel »Star Trek The Next Generation«, in der ganz unterschiedliche Sprach- und Geisteswelten aufs kuroseste aufeinanderprallen. Der Subtext klingt fast nach höherer Linguistik, geradezu philosophisch.



Kontakt zu den »Kindern von Tama« herzustellen – das ist die Aufgabe, vor der Captain Picard und seine Crew diesmal stehen. Eine Verständigung mit diesem Volk seltsam echsenköpfiger Wesen in schwerer Kampfrüstung wird von Lieutenant Commander Data sofort als rundweg unmöglich erklärt, einem Androiden mit positronischem Gehirn, das zwar 60 Billionen Rechenoperationen pro Sekunde durchzuführen vermag und über eine Speicherkapazität von 800 Billionen Bytes verfügt, aber in dieser Situation ganz offensichtlich nur Bahnhof (oder eben Raumstation) versteht. Und in der Tat: Auch der »Universal Translator«, der sonst jegliche Alien-Sprache flüssig und problemlos übersetzen kann, versagt komplett.

Dabei sprechen die Tamarianer, zumindest für unsere Ohren, in besonders wohlklingenden Sätzen – und auch Captain Picard, ein Earl-Grey-Liebhaber und Shakespeare-Kenner, scheint von dieser Sprache fasziniert. Gemeinsam mit seiner Crew versucht er die rätselhaften Aussagen des Tamarianer-Captains Dathon zu entschlüsseln: »Rai und Jiri. Auf Lungha. Rai von Lowani. Lowani unter zwei Monden. Jiri von Umbaya. Umbaya der gekreuzten Wege. Auf Lungha. Lungha, ihr Himmels grau.« Nach einem wahren Verständigungsringen verbünden sich Picard und Dathon letztlich und kämpfen gemeinsam gegen ein gefährliches Energiemonster. Dathon wird verwundet und erliegt schließlich am Lagerfeuer seinen Verletzungen – aber nicht bevor es zu einem bewegenden Austausch zwischen den beiden Männern gekommen ist.

»Darmok. Auf dem Ozean«, sagt der gepeinigete Dathon. Und Picard nimmt daraufhin einen kleinen Lavabrocken und legt ihn mit dem Wort »Darmok« zwischen sie beide. Dann greift er nach einem Stock und zieht um den Brocken einen großen Kreis: »Der Ozean.« Und fährt fort, wobei er dem anderen voller Interesse und Mitgefühl in die Augen blickt: »Darmok auf dem Ozean. Eine Metapher für das Alleinsein, dafür, isoliert zu sein. Darmok auf dem Ozean.« Dathon stöhnt auf vor Schmerz, aber die beiden tasten sich voran, es ist ein mühsamst errungener Akt der Kommunikation, der ihre Gemeinsamkeit endgültig besiegelt. 800 Billionen Bytes aktivierbarer Speicherkapazität sind eben nichts gegen die Macht der Empathie.

Die Mannschaft der *Enterprise* versucht derweil, die tamarische Sprache als ein eher abstraktes System von Metaphern zu erklären. »Würde ich vielleicht sagen: ›Julia auf ihrem Balkon«, überlegt Schiffs-Counselor Troi, wäre das »ein Bild für Romantik«, ergänzt Chief Medical Officer Beverley. Bildhafte Äußerungen wie »Shaka, als die Mauern fielen« beziehen sich offenbar auf Ereignisse der mythologischen Geschichte Tamaris und stellen das wörtlich Gesagte und das übertragene Gemeinte eher nebeneinander, als dass sie sie zur Deckungsgleichheit brächten. Näher kommt man der Sache daher vielleicht, wenn man dem Verständnis das Prinzip der Allegorie zugrunde legt, einer Form des uneigentlichen Sprechens, die spätestens seit dem romantischen Zeitalter in Verruf geraten ist.

Fortschritte der automatisierten Übersetzung

Der Literaturtheoretiker Paul de Man wird aus vielerlei Gründen in die Geschichte eingehen, vor allem aber als großer Wiederentdecker der Allegorie. Im Gegensatz zum romantischen Symbol, dessen vereinheitlichendes Prinzip der Verschmelzung er geradezu als totalitär empfindend, bringt nach seiner Sicht der rhetorische Tropus der Allegorie das Scheitern der literarischen Sprache, ja, der Sprache allgemein, dauerhaft zur Anschauung. Mit dieser Stilfigur wird der Rift sichtbar in die Sprache eingeschrieben. Das Kunstwerk als sinnstiftende Totalität erweist sich als Unmöglichkeit; der literarische Text birgt immer den Moment des Bruchs, des Inkompatiblen in sich. Und ebendiese semantische, ästhetische, gleichsam existentielle Grunderfahrung der ewigen »Passungenaugkeit« ist keiner literarischen Übersetzerin fremd. Das ist nicht notwendig eine Enttäuschung und auch nicht eine Bedrohung, das ist, wenn man es genauer betrachtet, sogar ein befreiender Gedanke.

Bedrohlich in unserem entfesselten Zeitalter der High-Speed-Daten-Highways und Quantified-Selfs, in dem selbst ein Super-Positronen-Hirn bereits rührend altmodisch wirkt, ist wohl ein eher gegensätzliches Phänomen: das Gefühl des Unheimlichen, das sich durch eine fast gespensterhafte Ähnlichkeit einstellt. Die Bedrohlichkeit setzt dort ein, wo der Spalt, die Differenz verschwindet. Im Zusammenhang mit Robotern spricht man tatsächlich von dem sogenannten »Uncanny Valley«, dem Tal des Unheimlichen. Das wird dort erreicht, wo die Maschine einen immer höheren Grad der Kongruenz mit dem Menschen aufweist, wo sie ihm immer ähnlicher wird. Wenn ein bestimmtes Maß an Anthropomorphismus erreicht wird, setzt der Grusel definitiv ein. Ein drastisches Plädoyer für die Lücke, die der Differenz.

Jüngst hat nun Microsoft das neue Feature der Echtzeit-sprachübersetzung vorgestellt. Die Technik ist noch weit davon entfernt, perfekt zu sein – aber die schon heute erbrachte Fertigkeit ist beachtlich. Wir kommunizieren am Bildschirm auf Deutsch und unser Gegenüber hört uns zeitgleich englisch sprechen. Nicht selten gibt's noch Durcheinander – da vernehmen wir auf Deutsch, dass »Politiker Löhne rausschneiden«, wenn sie im Englischen ganz unspektakulär die Löhne gekürzt haben, »cut wages«. Aber es gibt kein Vertun: Bei der Rasanz, mit der sich die digitale Technik gleichsam nanosekundlich entwickelt, wird die multilinguale Internettelefonie – herrliches Wort! Telefonie! Klingt ja doch nach einer exzentrischen Krankheit! – bald mühelos funktionieren. Und überhaupt dürfte jegliche Form der automatisierten Übersetzung schon in allernächster Zukunft auf ein ganz neues Niveau transportiert werden.

Automatisierte Übersetzung funktioniert nicht ganz unähnlich dem bereits erwähnten Lieutenant Commander Data mit seinem positronischen Hirn, das über 60 Billionen Rechenoperationen pro Sekunde zu leisten vermag (Sie merken, ich hab durchaus etwas übrig für diesen Commander): Sie basiert auf statistischen Algorithmen. Das hat eine ganze Menge mit Wahrscheinlichkeit zu tun, und so liegt die Maschine öfter auch mal daneben. Nicht unsympathisch. Aber noch hat das System keine Ahnung, wovon es selbst gerade spricht – es fehlt ihm an jeglichem Verständnis für das, was es gerade übersetzt.

Aber auch darauf hat die Wissenschaft bereits eine Antwort: Die künstliche Intelligenz verhilft den Maschinen dazu, das Lernen zu lernen: »deep learning« nennt man das. Ein im Grunde altes wissenschaftliches Verfahren wird nun mit gewaltigen Datenmengen kombiniert. Die Rechenprozesse orientieren sich dabei grob an der Arbeitsweise des Gehirns und simulieren ein dicht verwobenes Netz aus einfachen Nervenzellen. Wie ihr natürliches Vorbild lernen sie aus der Erfahrung, indem sie die Stärke der simulierten Neuronenverbindungen passgenau ändern. Google Brain im schönen kalifornischen Mountain View operiert beispielsweise mit etwa einer Million simulierter Neuronen und einer Milliarde simulierter Verbindungen, und demnächst soll das Ganze noch einmal um das Zehnfache aufgestockt werden. Schlauer als wir sind diese Kreaturen gewiss bald. Und gute Übersetzer werden sie vermutlich auch.

Das Wissen um die Lücke als Stärke

Es ist nicht einfach, das zu definieren, was uns dauerhaft zu den Überlegenen machen wird. Aber vielleicht wird ausgerechnet in unsrer Unzulänglichkeit unsre Stärke liegen, in unsrem Wissen um die Lücke. Vielleicht werden die Maschinen gerade darin ihre größte Schwäche, ihre inhärente Tumbheit offenbaren, dass sie selbst die Momente ihres Scheiterns nicht erkennen können und deswegen nicht imstande sind, aus dem Scheitern kreatives Potential zu schöpfen. Die schönsten Übersetzungen waren und sind für mich – als Leserin, als betreuende Lektorin oder auch stolze Verlegerin – gerade jene, die inmitten ihrer hohen Könnerschaft jenen kleinen Moment der Verunsicherung aufblitzen lassen. Das Tastende angesichts

der Erkenntnis, dass der Zauber der Sprache nicht zuletzt in ihrem willkürlichen, proteischen Charakter begründet ist, in ihrer Flüchtigkeit. Die erschütternde Einsicht der Vergeblichkeit, des fundamentalen Bruchs, den Paul de Man in seiner so fruchtbaren Neubetrachtung der Allegorie ausmacht. Die existentielle Erfahrung der Lücke, die uns alle definiert, des Rifts, der auch zum Abgrund werden kann und den wir immer wieder zu überwinden suchen. Eben darin kommt unser Menschsein zum Ausdruck: In dieser von Verzweigung begleiteten, die Verzweigung überwindenden empathischen Leistung, von der keine Maschine auch nur das Geringste ahnt.

Die ungeheure, fast schmerzliche Zärtlichkeit der Zeile »Die goldnen Sternlein prangen« wird man nie außerhalb des Deutschen so vernehmen, so erspüren können – darüber hat schon Hermann Broch wunderbar geschrieben –, aber diese Vergeblichkeit ist kein Grund, die Übersetzung nicht immer wieder aufs Neue zu wagen. Auch deswegen gratuliere ich Ihnen allen, Zungenmännern und Zungenfrauen, zu jenem großartigen Beruf, den Sie ausüben. Er bringt viel Frustration mit sich, er verursacht Ihnen oft großen Ärger und große Enttäuschung, er ist begleitet von Mühsal und nicht selten mangelt es an Anerkennung. Und dennoch: Welch ein Erlebnisreichtum so eine »Fahrt hinaus« immer wieder zeitigt, welch eine zutiefst menschliche Erfahrung. Dafür alle guten Wünsche. Gutes Durchhalten, gutes Gelingen! Und auch viel Freude! May the Force be with you! Aber da bin ich nun, glaube ich, endgültig im falschen Film, zumindest in der falschen Galaxie.

REZENSIONEN

Adam Thirlwell: Der multiple Roman. Vergangene und zukünftige Abenteuer der Romankunst, verortet auf fast allen Kontinenten, in zehn Sprachen & mit einem gigantischen Ensemble von Schriftstellern, Übersetzern & anderen Phantasiewesen. Aus dem Englischen von Hannah Arnold. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2013. 530 Seiten, € 24,99.

In diesem Buch mit dem ausschweifenden Untertitel unternimmt Adam Thirlwell, Autor zweier viel gelobter (und laut Klappentext in dreißig Sprachen übersetzter) Romane, einen fröhlich schwadronierenden Spaziergang durch die Weltliteratur. Teilgebiete der Weltliteratur, denn »fast alle Kontinente« sind, wen wundert's, letztendlich dann doch nur Europa und Nordamerika.

Auf postmodern verschlungenen Wegen begegnet Thirlwell einer Vielzahl von »Helden«, sprich seinen Lieblingsromanen der Moderne, und verfolgt deren »Abenteuer«, das heißt ihr Auftreten in verschiedenen Erscheinungsformen (Überarbeitungen, Versionen) und Sprachen (Übersetzungen). Romane, so seine These, sind von Natur aus Multiples – ein aus der Kunstgeschichte entlehnter Begriff, mit dem ein Kunstwerk bezeichnet wird, das aus einer Serie von Objekten besteht, wobei die Einzelobjekte alle gleichwertig sind. Romane sind zwar komplizierter als Bilder, sie sind für sich genommen bereits multiple Objekte durch die Vielzahl der Bedeutungsebenen und Handlungsstränge, aber dennoch kann man ihre verschiedenen Versionen dem Original gleichstellen – und hier spitzt die Übersetzerin schon mal die Ohren. Aber abwarten.

Thirlwells besonderes Augenmerk bei der Betrachtung der verschiedenen Ausformungen von Texten gilt dem Stil. »Alle Stile sind Systeme gezielter Eingriffe in eine Sprache, um Effekte hervorzurufen: Sie sind wie Maschinen.« Und Maschinen können überallhin exportiert werden.

Stil überlebt Migrationen

Doch Stil ist natürlich noch viel mehr als eine Effektmaschine, mehr als Handwerk und Sprache. Er ist, so wird auf dem Spaziergang immer mehr herausgearbeitet, so etwas wie das Selbst des Romans, die spezielle Vision des Autors, zwar einzigartig, aber dennoch unendlich reproduzierbar. Anhand von allerlei Kurzanalysen bekommen wir vorgeführt, wie Schriftsteller sich immer wieder selbst überarbeitet, bei anderen bedient und selbst übersetzt haben. So etwas wie »Unübersetzbarkeit« gibt es nicht, denn: »Stil ist etwas Internationales. Stil überlebt Migrationen.« Dazu werden zahlreiche Beispiele angeführt: Puschkin, der Sternes *Tristram Shandy* auf Französisch las und trotzdem dessen Modernität erkannte und sich davon zu *Eugen Onegin* anregen ließ, Witold Gombrowicz, der das umwälzende Neue an *Ulysses* auch in der französischen Version erfasste, Beckett, der sich selbst aus dem Französischen ins Englische und zurück übersetzte.

Jedes Werk sei im Grunde eine Überarbeitung, entstehe durch Wiederholung und Anpassung, und eine Übersetzung sei nichts anderes als eine Überarbeitung und könne zu einem zweiten Original werden – oh! Aber es kommt noch besser. Laut Thirlwell überlebt Stil nämlich nicht nur die Migration in eine zweite, sondern auch in eine beliebige dritte Sprache, das heißt eine Übersetzung aus einer Übersetzung. Treue zum Text – ein Fetisch, auf den es nicht ankomme, wichtig sei, dass das Neue, Andere, Eigene eines Texts erkennbar bleibe.

Kreative Energie für Neugestaltung

Wird hier einer totalen Beliebigkeit der Übersetzung das Wort geredet? Das nicht, aber die Übersetzung als eigenständige Kunstform herausgestellt und aufgewertet. »Denn was an jeder der multiplen Stufen des Übersetzungsprozesses wirklich gebraucht wird, ist nicht Treue, sondern kreative Energie für Neugestaltung.« Wunderbar, allerdings ist hier auch das Utopische von Thirlwells Überlegungen hervorzuheben, will sagen, Experimente zwischen den Sprachen sind erfrischend und wünschenswert, aber so etwas wie literarisches Eigentum – in unserer gegenwärtigen Welt zumindest – auch.

Wirklich Neues findet sich in diesem Buch nicht, auch nicht ernsthaft Übersetzungs- und Sprachtheoretisches, doch es öffnet den Lesenden wieder die Augen dafür, was für ein komplexes Gebilde ein Roman ist – und welche Komplexität Übersetzerinnen nachbilden. Was das »gigantische Ensemble« von Schriftstellern und Übersetzern angeht – nun ja. Übersetzende werden kaum namentlich erwähnt, und auch über die Auswahl der Autoren könnte manch eine die Stirn runzeln – der ewige Nabokov! Joyce, Flaubert, Cervantes! Keine einzige Frau! Dennoch, die Hommage an Bohumil Hrabal liest sich wunderbar, und das Mitdenken beim wilden Theoretisieren macht Spaß, gerade auch, weil man hier und da laut protestieren oder still den Kopf schütteln mag. Und dass der (neue) Roman samt seiner (idealen) Autorinnen, Leser und Übersetzer per se international ist und nach noch mehr Internationalität und Intertextualität streben kann, das lässt man sich auch über 500 Seiten hinweg immer wieder gern illustrieren.

Karin Diemerling

Philippe van Parijs: Sprachengerechtigkeit für Europa und die Welt. Aus dem Englischen von Michael Adrian und Nikolaus Grimm. Berlin: Suhrkamp Verlag 2013, 445 S., € 34,95.

Europa braucht eine Lingua Franca, das ist die Grundhypothese des Autors, und durch die rasante Ausbreitung des Englischen als Zweitsprache rund um den Globus sind wir beinahe so weit.

Die Frage, ob eine Lingua Franca wirklich so erstrebenswert ist, wirkt auf den ersten Blick akademisch, denn wenn wir sie denn haben und auch benutzen, spielt es doch keine Rolle mehr, was wir davon halten oder davon haben. Wir brauchen sie, so der Autor, weil eine Sprache, die wir alle wenigstens halbwegs beherrschen, die Kommunikation erleichtert. Denn, um beim Beispiel Europa zu bleiben: »Damit sich diese Entscheidungen« (der EU) »einigermaßen am Allgemeinwohl orientieren, muß unser Raum der gemeinsamen Verständigung und Deliberation erheblich ausgeweitet werden.« »Deliberation« und »deliberieren« sind seine Lieblingswörter, auf S. 60 habe ich ihr Vorkommen nicht mehr gezählt, sondern im Wahrig nachgesehen. Wir reden und beratschlagen miteinander, und das geht leichter, wenn wir alle dieselbe Sprache sprechen. Die die Herrschenden auch sprechen, und damit können wir ihnen besser auf die Finger schauen, uns untereinander und international verständigen und uns wehren und möglicherweise das Schlimmste verhindern.

Die Vorstellung, daß es keine Mißverständnisse, keine Ausbeutung und letztlich keine Kriege geben kann, wenn alle dieselbe Sprache sprechen, haben zur Erfindung von Kunstsprachen geführt, und tatsächlich bringt vP an mehreren Stellen seine Sympathien für Esperanto zum Ausdruck. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu der Frage, wie lange die Sache mit der Lingua Franca funktionieren könnte, bis sie wieder in Dialekte und regionale Varianten zerfallen würde, läßt er dabei außer acht. Als Philosoph und Professor der Ökonomie stellt er lieber Kosten-Nutzenrechnungen auf. Was würde es kosten, weltweit das Englische als Hauptverständigungssprache einzuführen, wie kann man den Ausgleich dafür schaffen, daß die anglophonen Länder sozusagen einen Vorteil haben – haben sie aber gar nicht, sagt er nun wieder und begründet es auch. Er zeigt, wie Sprachen sich ausbreiten und nach welchen Gesetzmäßigkeiten Sprachverdrängung funktioniert, und das alles macht dieses Buch ungeheuer interessant.

Ärgerlich wird es dann, wenn er Aussagen nicht begründet oder rhetorische Fragen stellt. Daß finnische Schulkinder bei den PISA-Vergleichen immer Spitzenergebnisse erzielen, ist bekannt, wäre das aber auch so, fragt vP, wenn in Finnland niemals das Finnische als Schulsprache eingeführt, sondern das Schwedische beibehalten worden wäre? Die unbeantwortete Frage scheint anzudeuten, daß es wohl nicht der Fall wäre. Nur, und darüber schweigt der Autor, der überhaupt viel zu oft davon ausgeht, daß in einem Land nur eine Sprache gesprochen wird, liegen auch die Schulkinder in den schwedischsprachigen Gebieten Finnlands bei PISA an erster Stelle, was soll also dieses Beispiel? Über solche Dinge stolpert die Leserin immer wieder, aber dennoch ist das Buch faszinierend und lädt ein zur Weitervertiefung in die aufgeworfenen Fragen und natürlich zur heftigen Deliberation gerade in unserer Zunft.

Gabriele Haefs

David Bellos: Was macht der Fisch in meinem Ohr? Sprache, Übersetzen und die Bedeutung von allem. Aus dem Englischen von Silvia Morawetz. Köln: Eichborn Verlag 2013, 448 S., € 24,99.

Bellos – Übersetzer aus dem Portugiesischen (Georges Perec, Ismail Kadare, Fred Vargas) und Professor für Französische, Italienische und Vergleichende Literaturwissenschaft in Princeton – holt hier ganz weit aus und setzt sich in 32 Essays mit zahlreichen Aspekten des Sprechens, der Sprache und des Übersetzens auseinander. Die Themen reichen von der Entstehung von Sprachen über den individuellen Spracherwerb, über Sprache im internationalen Recht und das Übersetzen von Nachrichten bis hin zur Übersetzungskritik und dem, was Übersetzer tun und was sie nicht tun.

In Kapitel 7 über die Bedeutung – »gar nicht so einfach« – hat er mich bei der Lektüre beinahe verloren, doch spätestens beim Axiom der Sagbarkeit in Kapitel 13 war ich wieder voll dabei und absolut gefesselt. »Was man nicht sagen kann, kann man nicht übersetzen.« Klingt eigentlich logisch, aber wie er das herleitet und begründet, das hat was und ist ebenso klug wie amüsant zu lesen.

Das literarische Übersetzen kommt leider ein wenig kurz, und auch Bellos' Fazit fällt mager aus:

Literarisches Übersetzen ist anders als alles andere Übersetzen. Es dient Lesern auf ganz besondere Weise. In seiner bescheidenen Art zeigt es ihnen, häufig unbeabsichtigt, aber zwangsläufig, jedes Mal, was Übersetzen ist.

Aber vielleicht ist dieses Fazit auch gar nicht so mager, wie ich es beim ersten Lesen am Rand vermerkt habe. Die Früchte für uns Literaturübersetzer liegen denn auch nicht in diesem kleinen Kapitel, sie finden sich quer durchs Buch, auch da, wo er etwa über Sprachenparität in der Europäischen Union schreibt. Ob es um die hierarchische Beziehung zwischen Quell- und Zielsprache geht oder um kulturelle Ersetzungen, um Stil, kommunikative Kraft oder Entsprechungen, diese Essays liefern exzellente Anstöße, mal wieder im alltäglichen Tun innezuhalten und darüber nachzudenken, was wir da eigentlich tun.

Bellos und seine Übersetzerin Silvia Morawetz waren inzwischen in Berlin zu Gast bei der Weltlesebühne – gewiss ein spannender, erkenntnisreicher Abend, bei dem ich sehr gern dabei gewesen wäre.

Ich kann keine dezidierte Übersetzungskritik leisten, dazu hätte ich auch das Original lesen müssen, und das habe ich nicht getan. Doch im Gegensatz zu dem, was Bellos in Kapitel 4 feststellt – »Eine Übersetzung ist kein Ersatz für das Original« –, ist diese Übersetzung durchaus ein mehr als guter Ersatz für die, die sich kulturgeschichtlich, philosophisch und ganz praktisch mit Sprache und Übersetzen befassen wollen. Bellos gibt keine Handlungsanweisungen, Tipps oder Ratschläge fürs Übersetzen, aber er stellt Fragen und stößt Gedanken an und würzt das Ganze mit Beispielen aus der eigenen Übersetzungspraxis. Bessere »Gedankenanstöße« für unsere Kunst als den Autor und seine Übersetzerin dürften sich vermutlich zur Zeit nur schwer finden.

Elvira Willems

Erkönig und Häkchen-Haken

Zur Einstimmung die Horror-Meldung:

New York (pte/06.08.2014) Die Sicherheitsexperten von Hold Security <http://holdsecurity.com> haben eigenen Angaben zufolge ›das bislang größte bekannte Datenleck‹ aufgespürt. Wie das US-amerikanische Unternehmen berichtet, sollen dabei von Cyber-Kriminellen insgesamt rekordverdächtige 1,2 Mrd. Passwörter und User-Namen sowie mehr als 500 Mio. E-Mail-Adressen gestohlen worden sein.

Was also kann man tun, um sich gegen virtuelle und reelle Bösewichte zu schützen? Gibt es eine absolut sichere Lösung? Ja, die gibt es: Werfen Sie Ihren PC weg. Die zweitsicherste Lösung ist, die Blechkiste nicht zum siamesischen Zwilling zu machen. Es gibt Wörterbücher und Lexika, in denen man nachschlagen kann. Das dauert länger als mit Google, aber Bücher sind garantiert frei von internetten Schadstoffen. Es gibt vielleicht gleich um die Ecke ein Internet-Café, in dem man die Suchbegriffe abarbeitet und auch gleich die E-Mehls direkt beim Webmail des Providers. Wie wär's mit einem billigen Zweitreechner, anschlusslos, nur für die Textverarbeitung, dem Heiligtum unserer Übersetzungen? An den darf allenfalls ein zuvor formatierter USB-Stick ran. Anonym surfen, die Cookies und temporären Dateien löschen etc. – das hatten wir schon wiederholt in dieser Rubrik. Und natürlich, unverzichtbar, braucht man einen Virenschutz. Je besser der schützt, umso mehr belastet er leider auch die Ressourcen des Rechners. Die bekanntesten Programme: Avira, MacAfee, Kaspersky und Norton. Weniger bekannt, exzellent und speicherschonend: www.eset.com.

Passende Passwörter

Nun aber endlich zum Erkönig. Stichwort: Passwörter. Sie sollen laaang sein, keine erkennbaren Wörter und keine bloßen Zahlenfolgen enthalten (das sind leichte Opfer für die Saugprogramme), sondern Buchstaben, Ziffern und Sonderzeichen kombinieren. x:qw!24?ag:s,Z1z35*630 klingt doch gut, oder? Nur: Wie merkt man sich das? Bestimmt gefällt Ihnen dieses besser: WrssdNuW?EidVmsK*8. Blicken Sie schon durch?

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung

Inlandsüberweisung: EthikBank Eisenberg, Konto Nr. 320 91 56
BLZ 830 944 95

EU-Überweisung: EthikBank Eisenberg,

IBAN: DE86 8309 4495 0003 2091 56, BIC: GENODEF1ETK

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Veranstaltungen: Gesine Schröder, Bürknerstraße 20, 12047 Berlin

Rezensionen: Anke Burger, 7081 Rue Waverly #5,

Montréal QC H2S 3J1, Kanada

Abonnements: Maïke Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Mannheim

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli

Nein? Ja, wo bleiben denn Ihre Goethe-Kenntnisse?! »Wer reitet so spät durch Nacht und Wind...« Ach so! Und das Sternchen mit der aktuellen Monatszahl am Ende jedes Passworts ist eine untrügliche Mahnung es alle vier Wochen zu ändern. Als Sonderzeichen kann man so gut wie alle wählen, außer den Gartenzaun (die Raute) #, runde und spitze Klammern, den Schrägstrich und das Istgleich-Zeichen.

Der Haken mit den Häkchen

Wollen Sie bewusst eines setzen? Halten Sie die ALT-Taste gedrückt und geben Sie im rechten Ziffernblock 10003 ein.

Haben Sie nicht aufgepasst und sich beim Runderladen eines Programms eine ungewollte Toolbar zugezogen, die alle Ihre Brauser-Einstellungen verändert, Ihnen eine fremde Suchmaschine aufdrängt und sonstigen Schnickschnack müllt? Das kommt davon, wenn man beim Download achtlos auf Weiter drückt, statt das vorgegebene Häkchen wegzuklicken, mit dem man sich solche »Zusatzangebote« zuzieht.

Was nun? Erste Hilfe: Windows-Taste und R drücken, in das Feld den Befehl msconfig eintippen. Es öffnet sich die Systemkonfiguration. Im Reiter Systemstart sind alle Autostart-Programme aufgelistet. Das Häkchen in der Zeile mit dem Bösewicht-Programm wegklicken. Nach dem Neustart des Rechners wird das Programm nicht mehr aufgerufen, entfernt ist die Toolbar damit aber noch nicht. Wir müssen das gesamte Ding wegputzen. Mit Firefox, Chrome und Opera geht das einfach via Plug-in-Verwaltung. Bei Firefox: Option Add-ons (je nach Version bei Extras in der Menüleiste oder über das Icon mit den drei waagrechten Balken), im Reiter Erweiterungen mit der Auflistung aller aktivierten Programme das unerwünschte wegklicken. Sollten nach dem Neuaufbau immer noch einige Einstellungen geändert werden müssen: die Erweiterung SearchReset hilft.

Mit dem Internet Explorer geht's so: Windows-Taste, Systemsteuerung, je nach Version das Untermenü Software oder Programme öffnen. Den Übeltäter aus der Liste heraussuchen (am besten nach dem Erstellungsdatum sortieren) und Deinstallieren bzw. Entfernen anhängen.

(Un)freundliche Mitteilungen erreichen mich unter: harrant@dokufunk.org



Wolf Harrant Foto privat